R

Paed. Pr. Kinderfreund
1781

~~Pædag. N.º 198 r~~

R

Der
baierische
Kinderfreund.

Ein Lesebuch für Stadt- und Land-
schulen.

R

München 1816,
in der E. A. Fleischmannischen Buchhandlung.

0.5

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Des baierischen Kinderfreundes erste Abtheilung.

1. Der kleine Schüler.

Ich bin ein Kind. Kinder wissen noch nicht viel, und darum müssen sie unterrichtet werden und lernen. Dadurch werden sie verständig.

Ich werde in der Schule von Lehrern unterrichtet. Ich bin meinem Lehrer Dankbarkeit und Gehorsam schuldig. So lange ich unterrichtet werde, bin ich ein Schüler. Ein guter Schüler ist aufmerksam; er hört nur auf das, was der Lehrer sagt, und denkt nur an das, was er thun, oder begreifen und behalten soll.

Ein guter Schüler kommt gern in die Schule, ist fleißig, ordentlich, reinlich, sittsam und friedfertig. Er kommt nie zu spät in die Schule, und treibt sich nicht auf der Straße herum, sondern geht auf dem geraden Wege nach Hause. Ich will ein guter Schüler seyn.

Das Buch, worin ich lese, ist zu meiner Belehrung geschrieben. Es ist mir sehr nützlich, wenn ich mit Aufmerksamkeit und Nachdenken darin lese. Ich will mich bemühen, das Gelesene zu verstehen. Wenn ich etwas nicht verstehe, so will ich meinen Lehrer bitten, daß er es mir erkläre.

Wenn ich aufmerksam und mit Nachdenken in diesem Buche lese, und das, was ich gelesen habe, nicht vergesse, so erlange ich allerlei nützliche Kenntnisse, und werde verständiger. Nicht alle Kinder erlangen durch den Unterricht nützliche Kenntnisse. Manche bleiben unwissend und unverständig. Welche?

Jetzt wird mir es noch schwer, lange und anhaltend achtsam zu seyn; aber es wird mir künftig leichter werden, wenn ich im Anfange die Mühe nicht scheue. Aller Anfang ist schwer. Jetzt kann ich auch noch nicht ohne Anstoß lesen; aber wenn ich mir Mühe gebe, so werde ich es bald können, und mich dann freuen, daß ich eine Fertigkeit im Lesen erlangt habe.

In der Schule muß ich nicht bloß fertig lesen, sondern auch deutlich und schön schreiben, und mit Fertigkeit rechnen lernen. Wer nicht Geschriebenes lesen und nicht selbst schreiben kann, kommt in der Welt nicht fort; und wer das Rechnen nicht versteht, wird oft betrogen, und weiß sich in vielen Fällen nicht zu helfen. Ich will mir recht viele Mühe geben, fertig lesen, schreiben und rechnen zu lernen.

2. Der Knabe Gerngroß.

„Bin ich nun nicht recht groß?" — sagte Niklas, indem er hoch auf einer Leiter stand. — „Ja, antwortete ihm sein unten stehender Bruder — aber nicht recht klug; denn, wenn die Sprosse, auf welcher du stehst, bräche, so lägest du da." Kaum hatte er dies gesagt, so geschah es. Niklas fiel herunter, zerschlug sich schrecklich das ganze Gesicht und sah jämmerlich aus. Das ärgste war, er hatte das eine Auge dergestalt gestoßen, daß er nie mehr damit sehen konnte, und lebenslang einäugig blieb.

3. Die mitleidige Wilhelmine.

Eine arme kranke Wittwe bekam alle Wochen ein Paarmal aus einem gewissen Hause ihre Mittagskost. Eines Tages schickte sie etwas spät, um den für sie bestimmten Theil abholen zu lassen. Man hatte sie vergessen und beklagte es, daß man ihr heute nichts schicken könne. Indeß trat Wilhelmine, die Tochter des Hauses, herein, die gewisser Geschäfte wegen nicht bey Tische gewesen war, deren Speisen man aber warm erhalten hatte. O, diese Vergessenheit, sagte sie, läßt sich ja leicht wieder gut machen! Gebt doch der armen Wittwe meinen Antheil; ich kann eine warme Mahlzeit leichter entbehren, als sie.

4. Der redliche Bettelknabe.

Ein gewisser vornehmer Herr hielt sich eine kurze Zeit in einer fremden Stadt auf. Als er ein-

einmal ausgieng, um sich in der Stadt umzusehen, kam ein armer Knabe zu ihm, und bat um ein Almosen. Der Herr sagte, daß er kein kleines Geld bey sich habe. Der Knabe erbot sich aber hinzulaufen und für ihn wechseln zu lassen. Dieß kam dem Herrn lächerlich vor; um aber des Knaben los zu werden, reichte er ihm einen Dukaten, in der vesten Ueberzeugung, daß ihm der Knabe nie etwas davon zurückbringen, sondern ihn behalten würde. Der Knabe lief und der Fremde gieng fort, ohne an den Knaben oder den Dukaten weiter zu denken. Nach wenigen Augenblicken aber kam der Knabe ihm nachgelaufen und brachte ihm alles für den Dukaten erhaltene kleine Geld wieder. Höchst verwundert über diese unerwartete Ehrlichkeit des Knaben, ließ ihn der Herr nicht allein das Geld behalten, sondern nahm ihn auch gleich in seinen Dienst, ließ ihn unterrichten und erziehen, und bildete einen geschickten und glücklichen Mann aus ihm.

5. Die höflichen Schulkinder.

In einem gewissen Dorfe kamen die Kinder aus der Schule. Unterwegs begegnete ihnen ein Herr zu Pferde. Die Kinder giengen ganz langsam bey ihm vorbey, grüßten ihn freundlich, und die Knaben zogen ihre Hüte und Mützen ab. Dieses gefiel dem Herrn so sehr, daß er sich mit den Kindern in ein Gespräch einließ. Da erfuhr er denn, daß sie nicht nur höflich waren, sondern auch etwas gelernt hatten. Er freuete sich ausserordentlich, daß er in einem Dorfe so ver-

ständige und höfliche Kinder fand; er lobte sie und sagte: sie sollten fernerhin fleißig seyn; denn wer was nützliches gelernt hätte, und dabey höflich wäre, würde von allen vernünftigen Menschen geschätzt, und fände auch sein Fortkommen in der Welt. Hierauf bat er einen Knaben, daß er ihm das Feldgatter aufmachen, und den Weg nach der nächsten Stadt zeigen möchte. Sogleich waren alle bereit, ihm diesen kleinen Dienst zu erweisen. Einer aber, der der größte war, sagte zu den übrigen: ich will allein mit dem Herrn; bleibt ihr indeß hier, ich werde bald wieder bey euch seyn. — Er gieng also mit, und berichtete ihn mit aller Bescheidenheit. Jetzt wollte ihm der Herr eine kleine Belohnung geben; aber der Knabe schlug sie mit den Worten aus: „Nein, mein Herr! Gefälligkeiten muß man sich nicht bezahlen lassen. Leben Sie wohl; ich wünsch' Ihnen glückliche Reise!“ Dann kehrte er geschwind zu seinen Mitschülern zurück, und sie giengen ruhig nach Hause. — Wo alsdann der Herr hinkam, lobte er die höflichen und verständigen Kinder.

6. Wer nicht hören will, muß fühlen.

Karl kam an einem sehr kalten Wintertage aus der Schule. Es hatte seit zwey Tagen stark gefroren, und indem er mit einigen andern Knaben über eine Brücke gieng, sahe er, daß der Fluß mit Eis belegt war. Kommt, sagte er zu ihnen, wir wollen aufs Eis gehen! Alle waren sogleich dazu bereit, und nun liefen sie eine Treppe

pe

pe hinunter, die nach dem Flusse führte. Da kam ein alter Mann gegangen. Kinder! rief er, wo wollt ihr hin? Traut dem Eise nicht, es ist noch lange nicht stark genug, um euch zu tragen, ihr werdet einbrechen. Da stutzten alle, und scheuten sich, auf das Eis zu gehen; nur der leichtsinnige Karl kehrte sich an die wohlgemeinte Warnung nicht, sondern gieng doch auf das Eis, er spottete sogar über die Andern, und rief ihnen zu: schämt euch, ihr habt kein Herz; wer wird sich fürchten! Aber er war kaum einige Schritte gegangen, da brach er schon ein, und lag bis an den Hals im Wasser. Alle liefen schreiend davon, und Karl wäre verloren gewesen, wenn nicht der alte Mann, welcher aus gutherziger Besorgniß in der Nähe geblieben war, hinzugelaufen wäre, und ihn gerettet hätte. Karl zitterte wie ein Espenlaub, war todtenblaß, und konnte anfangs kein Wort hervorbringen. Ob man sich gleich Mühe gab, ihn bald wieder zu erwärmen, so wurde er doch recht krank, und mußte einige Tage im Bette liegen.

7. Nächstenliebe.

Ein armer Reisender konnte im tiefen Schnee die Stadt nicht erreichen, sondern fand sich, als er vor Müdigkeit und Kälte am Wege sitzend eingeschlafen war, in großer Gefahr zu erfrieren. Zwey Bauern fuhren aus der Stadt nach Hause. Hans, der den ersten Wagen fuhr, sah den Schlafenden liegen. „Da liegt ein Mensch, rief er, der ist entweder todt, oder betrunken."

Chri-

Christian, der den zweyten Wagen fuhr, hielt gleich still, stieg ab, und versuchte lange, ob er ihn aufwecken könnte, fand aber keine Bewegung an ihm. „Komm, rief Hans, laß ihn liegen; was geht er uns an? wir müssen nach Hause.“ „Nein, antwortete Christian, ich habe in der Schule gehört, daß wenn ein Mensch auch schon erfroren ist, ein verständiger Arzt ihn dennoch retten könne. Hilf mir ihn auf meinen Wagen laden, ich will zurück nach der Stadt fahren und ihn zum Arzt bringen.“ „Das wäre mir eben recht, antwortete Hans, ich sitze hier einmal warm, und sollte mir die Füße wieder kalt machen!“ Und damit fuhr er fort. Christian hob ihn also allein auf seinen Wagen, fuhr nach der Stadt zurück, und hatte die Freude, daß der verständige Arzt, zu dem er den Erfrorenen brachte, ihn wiederherstellte.

Alle gute Menschen, als sie diese That erfuhren, liebten und lobten Christian; aber Hans wurde als ein Liebloser verachtet.

8. Die Mäusefalle.

Eine alte und eine junge Maus liefen um eine Falle von Eisendraht herum, und rochen den Speck, der darin war. Die alte versuchte lange, zu dem Specke zu kommen, ohne in die Falle zu kriechen; denn es schien, als ob sie dabey Gefahr besorge. Als es aber nicht angieng, so lief sie weiter. Allein die junge Maus bedachte sich nicht lange, sondern kroch hinein, als sie eine Oeffnung fand, und fraß den Speck begierig auf.

Da sie satt war, wollte sie ihre Freyheit suchen: aber diese war verloren, und sie — war gefangen.

9. Von Kinderspielen und Vergnügungen.

Als Wilhelm, Fritz, Martin, Karl, Sophie, Luise, Marie und Elisabeth Kinder waren, spielten sie nach der Sommerschule, wenn schönes Wetter einfiel, manche Stunde. Entweder einer sang, und die andern hörten zu, oder sie sangen alle unter dem Schatten eines grünen Baumes ihre Kinderlieder. Wenn die Knaben Ball schlugen, oder Kegel schoben, oder in die Wette liefen, oder ihre Stärke versuchten, dann gaben sie fleißig auf ihre Kleider Acht, um sie nicht zu beschmutzen oder zu zerreissen. Die sanften Mädchen sahen dergleichen Spielen, welche sich für ihr Geschlecht nicht schickten, zu, und flochten indeß einen Kranz von Feldblumen für den, der seine Sachen am besten machte. Niemals sah man sie im Ernste sich zanken oder schlagen, oder gefährliche Spiele treiben; und nie hörte man bey ihrer Fröhlichkeit ein wildes Geschrey, oder Flüche und Scheltworte. So blieben sie vergnügt und gesund, und alle Leute freuten sich, wenn sie der unschuldigen Fröhlichkeit dieser guten Kinder zusehen konnten.

10. Dienstfertigkeit.

Der Bothe Leonhard Spehler reiste am 4. des Wintermonats (1808) mit 4 Pferden über einen sehr hohen Berg in Graubündten. Eins dieser Pferde war mit mehreren tausend Gulden

Geld

Geld beladen, womit es ausglitt und in eine ungeheure Kluft stürzte. Drey Männer von Isola, arm und dürftig, waren von ungefähr dabey. Diese stiegen ohne Zaudern, mit Lebensgefahr, in die tiefe Kluft, um dem geängsteten Boten wieder zu dem Gelde zu verhelfen. Nach langem Suchen und unbeschreiblicher Mühe waren sie so glücklich, ihm das Verlorne wieder bergauf zu bringen. Es fehlten nur 7 Goldstücke, die aus dem zersplitterten Kistgen gefallen waren. Um ihm auch zu diesem Reste zu helfen, stiegen die genannten Bergbewohner am andern Tage wiederum mit Gefahr des Lebens in die Schlucht. Der Wind hatte in der Nacht mit dem Schnee geweht; aber auch das war den Dienstfertigen kein Hinderniß. Sie fühlten mit ihren Händen den Schnee durch, fanden die Goldstücke und freuten sich ungemein, auch diese dem Boten zustellen zu können.

11. Ehrfurcht gegen das Alter.

General Ziethen schlief einstens an der preußischen Königstafel ein. Einige der Tischgenossen spöttelten deshalb seiner. Dieß mißfiel dem Könige. Er erinnerte an des Generals Alter und an seine ausgezeichneten frühern Dienste, und entschuldigte seinen Schlummer, indem er sprach: „Störet ihn in seinem Schlafe nicht! Er hat lange genug für uns gewacht!“

Die Alten ehre stets! Du bleibst nicht ewig
Kind!
Sie waren was du bist, und du wirst, was
sie sind!

12. Folgen des Lügens.

Wilhelm war ein recht bösartiger Knabe. Vornehmlich hatte er sich das Lügen angewöhnt, welches ein großes Laster ist. Oft log er bloß, um andere Leute zum Besten zu haben. So machte er zuweilen des Abends ein jämmerliches Geschrey auf der Strasse, als wenn Feuer im Dorfe ausgebrochen wäre, und wenn die Leute dann herbey liefen, so hatte er sich versteckt, und lachte heimlich, daß er sie so angeführt hatte. Das aber wurde bald bekannt, und die Folge davon war: daß kein Mensch im ganzen Dorfe ihm ferner glaubte, auch nicht, wenn er wirklich die Wahrheit sagte. Da er nun einmal ganz allein zur Abendzeit auf der Strasse war, und vermuthlich auf eine neue Schelmerey dachte: sah er plötzlich einen tollen Hund auf sich zukommen. Unfähig sich zu vertheidigen, oder zu entfliehen, erhob er ein lautes Geschrey, um die Nachbarn zur Hülfe herbey zu rufen. „Rettet! rettet! schrie er, ein toller Hund! ein toller Hund!“ Aber da war keiner, der es einmal der Mühe werth hielt, nur zum Fenster hinaus zu sehen; denn alle dachten, daß er sie wieder anführen wollte. Der wüthende Hund überfiel den unglücklichen Knaben, faßte ihn bey der Gurgel, und — todt war er!

13. Der arme Waise.

Karl war acht Jahre alt, da seine Mutter starb, die als eine arme Wittwe bey der Theurung sich und ihr Kind kümmerlich ernährt hatte.

Als

Als sie starb, bezahlte die Herrschaft den Sarg, und Pfarrer und Schullehrer begruben sie unentgeltlich. Da die Leiche zur Erde bestattet war, und das Volk aus der Kirche gieng, ließ der brave Pfarrer die Männer um sich her versammeln. „Laßt uns ein gutes Werk thun! sagte er. „Es ist nicht gut, daß wir den Sohn der verstorbenen Wittwe mit dem Brodsacke herumziehen und betteln lassen. So viel Recht haben Fremde bey uns: der Eingepfarrte muß einen Vorzug haben, und leicht könnte bey dem kleinen Karl das Sprichwort eintreffen: „Jung gewohnt, alt gethan! — Besser ist's also, wir geben ihm der Reihe nach den Tisch.'' Sogleich verstanden sich die Bauern dazu, und der Pfarrer bestimmte den Tag, an welchem jeder dem Knaben zu essen geben sollte.

Nun war nur noch die Frage: wer den kleinen Karl kleidete und beherbergte. Die Kleidung versprach sogleich der Pfarrer zu schaffen; nur mit der Herberge gab es noch Anstand. „Herr Pfarrer! rief endlich der Todtengräber: „Ich habe der Mutter ihre Schlafkammer auf dem Kirchhofe unentgeldlich gemacht; ihr armer Sohn soll sie in meinem Hause unter den Lebendigen finden, weil ich nichts besseres für ihn thun kann.'' Sogleich führte er Karln nach Hause, sah fleißig darauf, daß er sich reinlich und ordentlich hielt, und Karl war so fromm und folgsam, daß ihn Jedermann liebte. Seinen Kostherren bot er sich zu allerley kleinen Diensten an, dankte Gott täglich für seine Versorgung, und betete für seine Wohlthäter. Endlich lenkte Gott

das Herz des Herrn im Dorfe; er erbarmte sich seiner, und machte ihn zum Aufwärter bey seinem Sohne. Der Hauslehrer dieses jungen Herrn fand Wohlgefallen an dem armen Knaben und gab ihm täglich ein Paar Stunden Unterricht. Weil er nun Acht gab, und fleißig war, so lernte er viel Gutes. Als er und sein junger Herr größer wurden, rettete Karl einst durch seine Treue und Tapferkeit seinem Herrn das Leben, und dieser setzte ihn, da sein Verwalter starb, über seine Güter; denn Karl war klug und treu, und konnte schreiben und rechnen.

14. Wer sich muthwillig in Gefahr begiebt, kommt darin um.

Eines Tages spielte Christian mit einigen andern Knaben. Mit der größten Wildheit liefen sie die hohe und steile Treppe des Hauses hinauf und hinunter. Endlich kam Christian auf den unglücklichen Einfall, heute wieder etwas zu versuchen, was er schon einmal versucht hatte, nämlich sich mit dem halben Leibe über das Geländer der Treppe zu hängen, und so von oben hinab zu rutschen. O hätte er in diesem Augenblicke an die Warnungen seiner Aeltern gedacht, welche ihm dieß Wagestück so oft untersagt hatten! Aber in seiner Wildheit dachte er nicht daran, hängte sich über das Geländer, bekam das Uebergewicht, stürzte hinab, und war auf der Stelle todt.

15. Das unvorsichtige Mädchen.

Lotte hatte, wie so manches Frauenzimmer, die üble Gewohnheit, wenn sie entweder nähte oder sich anzog, Näh- oder Stecknadeln in den Mund zu nehmen. Ihre Mutter verwies ihr dies oft, allein Lotte achtete nicht darauf, sondern dachte, wie so Manche andere denken: es habe keine Noth, ohne zu bedenken, daß es zu spät ist, wenn es erst Noth hat. Die Wahrheit dieser Behauptung mußte Lotte schon früh erfahren und auf eine höchst traurige Weise bestätigen. Als sie einstmals beym Nähen saß und eine Nähnadel im Munde hatte, trat ihr Bruder mit einem schwarz gemahlten Gesicht und einer großen Perücke zu ihr in die Stube. Darüber brach sie in ein heftiges Gelächter aus, vergaß der Nadel, und — schluckte dieselbe hinunter. Dann kam sie weinend zur Mutter und klagte ihr Unglück. „Mutter, liebe Mutter!“ schrie sie, „hilf, ach, hilf mir!“ Die äußerst erschrockene Mutter ließ sofort einen Arzt holen. Dieser kam und gab sich alle mögliche Mühe Lotte zu retten; allein dies stand nicht mehr in der Gewalt eines Menschen. Die Nadel war zu tief heruntergesunken, hatte sich schon in den Gedärmen festgesetzt, und Lotte, die einzige Tochter ihrer Aeltern, mußte, nachdem sie 14 Tage lang die größesten und heftigsten Schmerzen ausgestanden hatte, in ihrem achten Jahre sterben.

16. Der verwegene Knabe.

Martin war ein schrecklich wilder und verwegener Knabe, der nichts scheuete, wenn auch

die

die größeste Gefahr damit verbunden war. Einmal kam ein Fremder in den Hof seines Vaters geritten, und befestigte den Zügel seines Pferdes in einem Ringe der Hofpforte. Das Reitpferd war ein schönes hellbraunes Thier, jung, muthig, groß und wohlgenährt. Martin sah es, und sein Herz hüpfte vor Freuden. Kaum war der Fremde ins Haus hineingetreten und hatte die Thüre zugemacht; so faßte Martin den Entschluß, sich dieser Gelegenheit zu bedienen, und zu versuchen, wie sich das schöne Pferd reiten ließe. Zu diesem Ende kletterte er auf den steinernen Wall, machte das Pferd los und bestieg es. Das wilde muthige Pferd, welches an keinen fremden Reiter gewohnt war, merkte nicht so bald, daß Martin auf seinen Rücken säße, als es anfieng auszuschlagen, sich zu bäumen und Sprünge vorwärts und seitwärts zu machen. Martin fiel herunter und im Fallen schlug ihn das Pferd mit dem einen der hintern Hufeisen so vor die Brust, daß der Knabe hinflog und wie todt liegen blieb. Das Blut strömte ihm aus Nase und Mund, und Keiner glaubte, daß noch Leben in ihm sey. Doch kam er wieder zu sich. Man trug ihn ins Haus, und nun fiengen erst seine Schmerzen an. Ein Arzt wurde zwar herbeygeholt; allein der Schaden, den Martin in der Brust bekommen hatte, war unheilbar. Unter den entsetzlichsten Schmerzen mußte er oft Blut speyen, und lebte in diesem Zustande kaum eine Woche, als er den Geist aufgab.

17. Der Steinwerfer.

Adam war ein leichtsinniger Mensch, der nicht überlegte, was er that. Er hatte sich das Werfen mit Steinen stark angewöhnt. Ueberall, wo er hinkam, und einen Stein liegen sah, ergriff er den Stein, und warf ihn von sich, ohne sich vorher umzusehen, ob nicht Jemand in der Nähe sey, den der Stein treffen könnte.

Schon einigemal hatte Herr Frühling seinem kleinen Nachbar wegen des Werfens Vorstellungen gemacht; allein Adam ließ sie zu einem Ohre hinein, zum andern hinaus.

Eines Tages gieng Adams Vater mit der Mutter spatzieren, und kaum waren sie fort, so gieng Adam in den Garten, und fieng an, mit Steinen nach den Sperlingen zu werfen, die er gewahr wurde. Er dachte wohl an Herrn Frühlings Ermahnung; allein er dachte zugleich: was hat mir der zu befehlen? Jetzt nahm er einen Kieselstein, der so groß war wie ein kleines Hühnerey, und warf damit nach einem Sperling, der in einem Baume saß. Der Stein sauste durch den Baum über die Mauer. Da hörte Adam auf einmal einen Schrey. Er erschrack, machte die Thür zum Hofe auf, und schlich sich ganz still in den Hof und dann in die Stube.

Er war keine drey Minuten in seiner Stube, da kam sein Vater ausser Athem herbeygelaufen, nahm zitternd eine Flasche, worin Essig war, einen weißen Lappen und ein Stück Bindfaden und lief davon, so schnell, als er gekommen war. Adams Herz schlug gewaltig. Er

zit=

zitterte am ganzen Leibe; denn er hatte ein böses Gewissen. In einigen Minuten öffnete sich die Stubenthüre. Adam blickte hin, und fiel vor Schrecken beynahe zu Boden. Ach! man brachte seine gute Mutter getragen; der Stein hatte sie am Kopfe beschädiget. Ihr Kopf war verbunden, ihr Gesicht und ihre Kleider waren voll Blut, sie sah blaß wie der Tod aus, und bewegte sich nicht; denn sie war in Ohnmacht gefallen. Adams Mutter war lange krank, und mußte große Schmerzen leiden.

18. Die Rache.

Pericles war der mächtigste und angesehenste Mann zu seiner Zeit, in einem Staate, der Athen hieß. Einst wurde er von einem groben Menschen einen ganzen Tag hindurch geschimpft. Er aber ertrug diese Beleidigungen mit Stillschweigen. Als er gegen Abend nach Hause gieng, verfolgte ihn dieser Mensch, und stieß allerley Lästerungen gegen ihn aus. Pericles schwieg immer still, bis er an sein Haus kam, aus dem ein Bedienter hervor trat. Was meint ihr wohl, was er zu diesem Bedienten gesagt haben wird? „Nimm ein Licht, und leuchte diesem Menschen nach Hause, es ist finster!“ — So rächte sich Pericles an seinem Beleidiger, und so möget ihr euch auch, durch Sanftmuth, Gelassenheit und Großmuth, an euren Feinden rächen. —

19. Der gewissenhafte Taglöhner.

In dem Hause eines reichen Mannes arbeitete oft ein Taglöhner, der überall im Rufe eines fleißigen und rechtschaffenen Mannes stand. Einst in den kurzen Wintertagen war er da, um Holz zu spalten. Da es Abend ward, gab man ihm seinen Taglohn, und zwar eben so viel, als er sonst in den langen Sommertagen zu bekommen pflegte. Er zählte das Geld, und sprach: „das ist zu viel! so viel habe ich nicht verdient.“ — Als man ihm erwiederte: er solle es dennoch haben; so nahm ers und dankte dafür. Bald darauf, als es eines Abends heller Mondschein war, hörte man Jemanden im Hofe Holz spalten. Man lief hinaus, um zu erfahren wer es sey; und siehe, es war der ehrliche Taglöhner. Auf die Frage: warum er jetzt diese Arbeit verrichte? antwortete er: „Ei, ich habe letztens mehr an Taglohn bekommen, als ich verdient hatte; dieß will ich jetzt verdienen.“ Diese Antwort kam dem wohldenkenden Taglöhner aus der Seele. Einen größern Beweis der Gewissenhaftigkeit konnte er in seinem Stande nicht geben. Liebes Kind, bete zu Gott, daß du hierin diesem Manne gleichen mögest!

20. Folgen der Ungeduld.

Der kleine Andreas war so unglücklich, daß er im Spielen fiel und ein Bein brach. Der Vater, der ihn sehr liebte, wurde darüber sehr bestürzt und schickte sogleich nach einem geschickten Wundarzt, der ihn freylich verband, ihm

aber zugleich sagte, daß er wenigstens vier Wochen ruhig liegen müßte, damit das Bein immer in einer geraden Lage bleiben und der Bruch wieder verwachsen könnte. Diese gute Vorschrift befolgte Andreas aber nur ein Paar Tage; dann wurde er ungeduldig, warf sich im Bette umher, und war sogar unartig gegen diejenigen, die um ihn waren, und seinen Zustand erträglicher zu machen suchten. — Als nun die Zeit gekommen war, wo der Wundarzt glaubte, das Bein müsse völlig geheilt seyn, fand er es ganz krumm. Darüber entstand ein Wehklagen im ganzen Hause; kein Mensch war aber im Stande, das Bein wieder gerade zu machen. Es blieb krumm; und Andreas mußte das krumme Bein mit sich ins Grab nehmen. Als er Mann geworden war und man ihn fragte: wie er zu dem krummen Beine gekommen sey? so pflegte er zu antworten: das ist die Folge meiner Ungeduld. —

21. Die Mutter und das Kind.

Der kleine Wilhelm bath seine Mutter um Brod; da entstand unter ihnen folgendes Gespräch:

Die Mutter. Ja, mein Sohn! ich will dir's geben. Aber weißt du auch, woher das Brod kommt?

Wilhelm. Ihr habt es gebacken, liebe Mutter!

Die Mutter. Ja, ich nahm Mehl und Wasser, machte es ein, säuerte es mit Sauer-

teig,

teig, daß es aufgieng, und knetete den Teig; alsdann war Holz nöthig, den Backofen zu heitzen; und als dieser gehörig warm war, ließ ich ihn in dem Ofen ausbacken, und es war eßbares und gesundes Brod. Sieh, mein liebes Kind! so viel gehört dazu, damit aus Mehl Brod werde. Aber wo kommt denn das Mehl her?

Wilhelm. Aus Korn (Roggen), das der Müller auf der Mühle mahlt.

Die Mutter. Wo kommt denn das Korn her?

Wilhelm. Das wächst aus der Erde. Mein Vater hat es gesäet.

Die Mutter. Nicht nur gesäet, sondern dein Vater hat erst das Land gepflügt, gedüngt und dann den Saamen hinein gesäet und ihn untergepflügt oder eingeeggt. War aber nun alles geschehen, mein Sohn?

Wilhelm. Nein, liebe Mutter! mein Vater hat auch das Korn geschnitten, in Garben gebunden, in die Scheune gebracht, und ausgedroschen.

Die Mutter. Ganz recht, mein Sohn! Aber wer hat denn gemacht, daß der Saame aufgieng und fortwuchs? Wer gab dazu Thau und Regen? Wer ließ die Sonne scheinen, damit das Korn reif werden konnte? Wer gab Gesundheit und Sicherheit zu unserer Arbeit? Wer schützte unser Haus und Feld vor verderblichem Wetter? Dieses alles konnte weder dein Vater, noch sonst irgend ein Mensch. Aber sieh, mein Kind, alle Menschen haben einen großen unsichtbaren Vater, der sie sehr lieb hat, und

für sie sorget. Gott ist sein Name. Dieser Gott, oder unsichtbare Vater, thut zu unserm Besten, was wir Menschen nicht thun können, weil wir zu schwach dazu sind. Unser Leben und alles Gute, was wir haben, das haben wir von ihm. Auch dieses Brod hättest du nicht, mein Kind! wenn es Gott nicht hätte gedeihen lassen. Er verlangt von uns für alle diese Wohlthaten nichts, als daß wir ihn durch Gehorsam ehren, lieben, und uns über ihn freuen sollen. Wenn du willst, will ich dir künftig noch mehr von Gott erzählen. Erinnere mich daran!

22. Unterschied zwischen Muth und Verwegenheit.

Auf einem Dorfe im Königreiche Sachsen, gieng Gustav mit einigen andern Knaben aus der Schule. Es war am 20. December. Sie vermutheten, daß ein nahe liegender Weiher gefroren seyn würde. Da wollten sie hin, um sich auf dem Eise lustig zu machen. Unterweges glaubten die Knaben sich nicht besser erwärmen zu können, als wenn sie sich balgten, Räder schlügen und über die Zäune und Gräben sprängen. Weil aber Gustav dieß alles nicht mitmachte, so verspotteten ihn die andern und sagten, er gienge so einfältig neben ihnen her, als wenn er träume, oder nicht 5 zählen könne. Laßt das gut seyn, versetzte Gustav, eure Arbeit ist mir zu halsbrechend; wenn ich aber meinen geraden Schritt rasch fortgehe, so werde ich auch warm, komme nicht später, als ihr, und

weiß

weiß gewiß, daß ich Arme und Beine gesund nach Hause bringe. Als sie an den Weiher kamen, fanden sie ihn zwar mit Eise belegt; allein erwachsene Leute riethen ihnen, nicht darauf zu gehen, weil es noch nicht stark genug sey. Gustav hatte nicht Lust ins Wasser zu fallen, und gieng nicht aufs Eis. Die andern aber kehrten sich an diese Warnung nicht, sondern schleiften nach Herzenslust. Sie trieben auch ihren Spott über Gustaven immer fort. Er hat kein Herz! Er hat kein Herz! riefen sie. Er fürchtet, die Mutter möchte schelten, wenn die Mütze naß würde! Aber Gustav lachte darüber und sagte: Wenn ich auf festem Boden stehe, so weiß ich gewiß, daß ich keinen Schaden nehme; aber wenn ich jetzt schon aufs Eis gehe, so ists ungewiß, ob ich mit trockener Haut, oder gar mit dem Leben davon komme. Ich habe immer gehört, man müsse sich nicht unnöthiger und unnützer Weise in Gefahr begeben, und dieser Vorschrift will ich auch jetzt folgen. Indem kam ein Wagen, mit dem die Pferde durchgegangen waren. Ein Kind saß darauf, das in großer Gefahr war, zerschmettert zu werden. Der Fuhrmann lief hinterher und rief: Halt auf! halt auf! Gleich sprang Gustav den Pferden entgegen, griff sie beym Zügel und hielt sie glücklich auf. Hier zeigte er also, daß es ihm nicht an Herz oder Muth gebräche, sich in Gefahr zu begeben, sobald es nöthig und nützlich sey.

23.

23. Durch Schaden wird man klug.

Zwey Knaben giengen im Garten ihrer Aeltern und spielten. Eine Dienstmagd, welche auch im Garten war, um das Unkraut auszujäten, warnte sie, den Bienenstöcken ja nicht zu nahe zu kommen, weil sie sonst von den Bienen würden gestochen werden. Christian befolgte den Rath des Mädchens, und hielt sich von dem Platz entfernt, wo die Bienen ihre Körbe hatten. Max hingegen sprach lachend: „Mich hat noch niemals eine Biene gestochen" und gieng dreist zu ihnen hin. Ehe er sichs aber versah, bekam er einen Stich, der ihn sehr schmerzte. Er kehrte nun um und wollte entlaufen, aber in demselben Augenblik bekam er noch einen, und abermals einen, gerade unter dem einen Auge, der bald dergestalt anschwoll, daß ers nicht aufthun konnte. Jetzt sah er seine Thorheit ein und bereuete es, daß er nicht wie Christian den Rath des Mädchens befolgt hätte, und gelobte, nimmermehr den Bienen zu nahe zu kommen. Denn jetzt hatte er die Folgen davon erfahren, und war klug geworden, aber — durch Schaden.

24. Die enthaltsamen Kinder.

Zwey Schwestern, Katharina und Luise, giengen eines Sonntags Nachmittags spazieren. Als sie hinter des Nachbars Garten kamen, sahen sie eine Menge Aepfel und Birnen außen vor dem Gartenzaune liegen, welche durch das zu heftige Schütteln der Bäume herüber gefallen waren. Das Obst war reif und sah so

schön

schön und niedlich aus, daß einem jeden die Lust es zu verzehren anwandeln konnte. Manches andere Kind würde sich auch gewiß ohne Bedenken über das Obst hergemacht und davon gegessen haben; allein unsere beyden kleinen Dirnen, die freylich auch Lust dazu hatten, thaten dieß doch nicht! Weil Niemand es wußte, daß Aepfel und Birnen hier lagen und auch Niemand die beyden Mädchen gewahrte; so hätten sie wohl jene auflesen und für sich behalten können; sie hielten dieß aber für Unrecht, weil das Obst ihnen nicht gehörte. Hätten sie aber das Obst liegen lassen, so wäre dasselbe verdorben, weil selten Jemand des Weges vorbey gieng. Was thaten nun unsere Mädchen? Sie sammelten das Obst auf und brachten es dem Eigenthümer des Gartens, ohne auch das Geringste davon gekostet zu haben.

25. Unterschied zwischen Sparsamkeit und Geiz.

In einer kleinen Stadt wurden von der Obrigkeit einige gutdenkende Bürger von Haus zu Haus umher geschickt, um eine Beysteuer für die verarmten Einwohner der Stadt einzusammeln. Sie kamen unter andern frühmorgens auf den Hof eines wohlhabenden Bauers. Sie fanden ihn vor dem Stalle und hörten, als sie sich ihm näherten, wie er es dem Knechte eifrig verwies, daß er die Stricke, woran die Pferde gespannt gewesen waren, über Nacht im Regen gelassen, und nicht ins Trockne gebracht hatte.

„D

„O weh! der Mann ist genau!“ sprach Einer zum Andern, „hier wird es nicht viel geben!“ Wir wollen es wenigstens versuchen, sagte ein Anderer, und sie gingen näher. Der Herr empfieng die Fremden sehr freundlich, und indeß er mit ihnen in sein Haus gieng, brachten sie ihr Begehren an. Wie groß war ihre Verwunderung, als er ihnen sehr bereitwillig ein ansehnliches Geschenk an Geld gab und noch versprach, er wolle alle Jahre um diese Zeit eben so viel geben. Die Bürger konnten in ihrer dankbaren Rührung sich nicht enthalten, dem wohlthätigen Manne zu gestehen, daß seine Mildthätigkeit ihnen ganz unerwartet sey, indem der Verweis, den er vorhin dem Knechte wegen einer so unbedeutenden Kleinigkeit gegeben hätte, sie auf den Argwohn gebracht habe, daß er wohl sehr genau seyn müsse.

„Lieben Freunde,“ war seine Antwort, „eben dadurch, daß ich das Meinige jederzeit zu Rathe hielt, kam ich in den glücklichen Zustand, wohlthätig seyn zu können.“

26. Die Kinderfreunde.

Zwey Freunde kamen oft in das Haus eines Vaters von drey Kindern. Jeder suchte sich die Zuneigung der Kleinen zu erwerben.

Der erste brachte ihnen gewöhnlich Spielwerk und Näschereyen mit. Er hoffte, die Kinder würden ihn dafür sehr lieb gewinnen; und so schien es auch. Die Kinder sprangen ihm jedesmal jubelnd entgegen, fielen ihm um die Knie

ließen sich von ihm in die Höhe heben, um ihn zu küssen; doch fragten sie stets: „hast du nichts mitgebracht?"

Der zweyte Hausfreund beschenkte die Kinder weder mit Süßigkeiten, noch mit Spielwerk; auch war er nicht mißgünstig, daß die Kinder ihm Anfangs nicht so schmeichelnd entgegen sprangen, wie dem freundlichen Geber der Lockspeisen; doch vertheilte er bald unter sie liebliche Gaben von anderer Art. Mit Freundlichkeit rief er die Kleinen zu sich, unterhielt sich mit ihnen und erzählte ihnen Geschichtchen, die nur den jugendlichen Geist zu belustigen schienen; unvermerkt aber Verstand und Herz bildeten. Da hiengen die Kinder an ihm, so lange er da war; von dem andern Hausfreunde wendeten sie sich weg, sobald sie die süßen Gaben empfangen hatten.

Sie wuchsen allmählig heran und hatten keinen Gefallen mehr an Spielsachen und Leckereyen; da war auch der Vertheiler des Kinderkrams und Naschwerks von ihnen verlassen; dem Manne aber, der ihrem Geiste wohlthat, wurden sie immer ergebener, je mehr sie an Erkenntniß des Wahren und Guten zunahmen. Sie liebten ihn zärtlich und mit seltner Treue bis an seinen Tod.

27. Vom Nutzen des Lesens und Schreibens.

Ein verschuldeter, aber arglistiger Wirth, erfuhr, daß Hans, der weder schreiben noch lesen konnte, Geld geerbt habe, und es gern auf Zinsen ausleihen wolle. Er gieng also zu Hansen, und

versprach ihm sechs Thaler für jedes Hundert Zinse zu geben, ihm seine Grundstücke zu verschreiben, auch das vorgeliehene Geld in einem Jahre wieder zu bezahlen, doch mit dem Bedinge, daß Hans es nicht unter die Leute bringen sollte. Dieß gefiel Hansen wohl; er holte das Geld, nebst Feder, Tinte und Papier. Der Wirth schrieb einen ganzen Bogen voll nichtswürdiger Possen hin, und, statt seines Namens, einen Namen, den Keiner aussprechen konnte. Der Bauer verwahrte diesen Bogen sorgfältig, und der Wirth nahm das Geld. Kurz darauf gieng der Wirth in die weite Welt. „Laß ihn laufen!“ sprach Hans, „ist mir doch sein Haus verschrieben, und das ist mehr werth, als die Schuld.“ Jetzt machte sich Hans auf den Weg, und meldete sich bey Gericht. Aber als er den Bogen vorzeigte, so wurde er abgewiesen, weil kein Wort von einer Schuldverschreibung darauf stand. Die übrigen Gläubiger des Wirthes wurden bezahlt; denn diese hatten sich besser, als Hans, vorgesehen: nur Hans gieng leer ab. Als er nun traurig nach Hause kam, sprach er: „ach, hätte ich doch schreiben und lesen gelernt!“ und von der Zeit an schickte er seine Kinder fleißig zur Schule, wo sie schreiben und lesen lernten.

28. Karl und Lise.

Es war ein schöner Frühlingstag, und der Vater hatte Karl und Lise Erlaubniß ertheilt, ihn zu einem seiner guten Freunde, den er besuchen wollte, zu begleiten. Während daß der

Va-

Vater hingieng, um sich anzukleiden, blieben die Kinder in der Stube. Karl war darüber überaus froh, daß er mitgehen durfte, hüpfte lustig herum und schlug unvorsichtigerweise mit seinem Stock eine kleine niedliche Blume ab, welche der Vater in einem Topfe im Fenster stehen hatte. O Schade! sagte Lise, und nahm das Blümchen von der Erde wieder auf. Sie hatte es noch in der Hand, als der Vater herein trat. „Was hast du gemacht, Lise? fragte der Vater mit einer verdrüßlichen Miene. Ist das Recht, mir die Blume abzureissen, welche ich, wie du weißt, habe stehen lassen, um Saamen davon zu ziehen?“ „O, lieber Vater, stammelte Lise, sey doch nicht böse!“ „Böse? erwiederte der Vater, das bin ich nicht; allein weil vielleicht auch da, wohin ich jetzt zu gehen gedenke, schöne Blumen stehen könnten, und weil du es dir könntest einfallen lassen, auch da einige abzureissen, so darf ich dich nicht mitnehmen.“ Lise schlug die Augen nieder und schwieg. Jetzt konnte Karl sich nicht länger halten. Mit Thränen in den Augen trat er zum Vater hin, küssete ihm die Hand und sagte: „Es war nicht Schwester Lise, sondern ich war es, der die Blume abgeschlagen hat. Ich muß also zu Hause bleiben, Lise aber darf mit dir gehen.“ Der Vater über die gute Gesinnung der Kinder und die Liebe, welche sie gegen einander hatten, entzückt, nahm sie beyde in seine Arme, küssete sie und sprach: „Ihr seyd beyde meine lieben Kinder und sollt auch beyde mit mir gehen. Die Blume würde mir nicht halb so große Freude verursacht haben,

als

als die Hoffnung, daß ihr euch stets lieben und beyde zu guten Menschen heranwachsen werdet." Darnach hüpften sie beyde an seiner Seite dahin, wohin er sie mitzunehmen versprochen hatte, und genossen den ganzen Tag über viel Vergnügen.

29. Das eigensinnige Kind.

Der Eigensinn ist ein schlimmes und häßliches Laster, wovor sich Kinder hüten müssen; denn sie machen sich selbst dadurch unglücklich. Dieß erfuhr Johann Mayer's kleiner Heinrich, und mußte für seinen Eigensinn mit dem Leben büßen. Einstmals herrschte unter den Kindern des Dorfs, in welchem seine Aeltern wohnten, eine gefährliche Krankheit, die auch ihn am Ende, und zwar plötzlich und heftig ergriff. Die Aeltern schickten sogleich nach der nächsten Stadt zu einem Arzt. Dieser kam und brachte Arzeneyen von derselben Art mit, die er schon bey Vielen, die von derselben Krankheit befallen gewesen waren, mit Nutzen gebraucht hatte. Heinrich wollte aber die Arzney auf keine Weise einnehmen. Die Aeltern fragten ihn, ob er denn nicht gern leben und wieder gesund werden möchte? „O, sehr gern" antwortete er. „Nun, erwiederten sie, so mußt du auch die Arzeney gebrauchen und sie einnehmen, damit du wiederum gesund werden könnest." Er beharrte aber bey seinem Eigensinn. Gern wünschte er zu genesen, aber etwas einnehmen, das wollte er platterdings nicht. Zuletzt, als er die Erklärung des Arztes vernahm,

nahm, der den Aeltern geradezu sagte, daß ihr Sohn sterben und zwar in kurzer Zeit sterben würde; so bat er selbst um die verordnete Arzeney. Er nahm sie auch ein; allein es war schon zu spät. Sein Leben war jetzt nicht mehr zu retten; nach einem siebentägigen Krankenlager starb er.

30. Folgen des Leichtsinns und der Unachtsamkeit.

Auguste war ein gescheides und gutherziges Mädchen, dabey aber so leichtsinnig und unachtsam, daß selten eine Woche vergieng, in der sie nicht Proben ihrer Nachlässigkeit und Uebereilung gegeben hätte.

Als ein Kind von 8 bis 9 Jahren sollte sie einst im Garten einer Anverwandtin auf ein anderes, etwa zweyjähriges Kind Acht haben, weil die Mutter desselben mit dem Umgraben des Gartenlandes beschäftigt war. Liebe Auguste, sagte die besorgte Mutter, laß mir das Kind ja nicht aus den Augen! Du siehst den Bach am Garten; wie leicht könnte das Kleine hinein fallen! Auguste versprach alles: aber kaum war eine Stunde herum, so lag das übel versorgte Kind im Wasser. Die Mutter hörte den Fall und in dem Augenblicke Augustens Angstgeschrey; sie sprang in den Bach und rettete das arme Kind, wurde aber über dem Schrecken und über der Verkältung tödtlich krank.

Einige Zeit darauf sah Auguste in einer Spinnstube ein gefährliches Spiel mit brennendem Flachse. Die kleinen Spinnerinnen drehten

näm=

nämlich aus Flachs lockere Kügelchen, zündeten sie an, und warfen sie in die Luft. Dieses an und für sich schon verwerfliche Spiel gefiel Augusten; hört nun, wie gefährlich es in den Händen dieser Leichtsinnigen geworden ist! Am andern Abend gieng sie mit ihrer kleinen Schwester in eine Kammer, wo viel Flachs und Werch lag. Ueber dem Anblicke fiel ihr das Spiel ein, und da sie eben ein Licht bey sich hatte, so wollte sie es ihrer Schwester auf der Stelle zeigen: aber das erste Feuerbällchen fiel gerade auf einen Haufen Werch. In wenigen Augenblicken war alles in Flammen, und nur mit Mühe wurde noch das Feuer gelöscht, ehe es das Haus und vielleicht das halbe Dorf verzehrte.

Der unbeschreibliche Schrecken machte indeß Augusten doch noch nicht vorsichtig. Ihrer Aeltern Haus hatte, wie viele Land- und Stadthäuser, die üble Einrichtung, daß die Kellerthüre gerade zwischen der Haus- und Stubenthüre lag. Hundertmal war schon Auguste darüber ausgezankt worden, daß sie die Fallthüre so gern offen ließ. Aber umsonst! Einst kam sie wieder aus dem Keller, vergaß die Thüre zuzumachen, nnd gieng in den Hof. Es war Abenddämmerung, und die Mutter bereitete das Abendessen in der Küche. „Auguste, Auguste!“ rief sie. Das Mädchen hört den Ruf der Mutter, springt in das Haus, und mit Einem Sprunge den Keller hinab! Halb todt trug man sie herauf; viele Wochen lang lag sie erbärmlich unter den Händen des Wundarztes; und da sie endlich wieder hergestellt worden war, fand sich ein Ansatz

satz zu einem Höcker auf ihrem Rücken. Sie wurde mit zunehmenden Jahren ganz bucklicht und elend, und predigt durch ihre gebrechliche Person heute noch der Jugend, welche gefährliche Folgen der Leichtsinn bringt.

31. Der Klügste giebt nach.

In einem Hohlwege, der bergauf gieng, fuhren sich zwey Fuhrleute einander entgegen. Auszuweichen war auf keiner Seite möglich, und doch fuhren sie, der eine hinauf und der andere hinunter, so auf einander los, als wenn keiner von dem andern etwas wüßte. Bald standen die Pferde mit ihren Köpfen dicht gegen einander, und es erhob sich folgender Wortwechsel:

Kaspar. Warum weichst du nicht aus?

Melchior. Hm! warum weichst du nicht aus?

K. Ich hab es nicht nöthig.

M. Ich auch nicht.

K. Du sahst ja aber doch, daß ich gefahren kam.

M. Das hast du auch von mir gesehn!

K. Ich will dich bald Ordnung lehren, (indem er nach der Karrenhacke fährt und sie drohend in die Höhe hebt) ich frage dich, ob du ausweichen willst?

M. Nein, das thue' ich nicht!

K. (indem er die Hacke sinken läßt) Nun, so weich' ich aus. „Hüf zurück!" und damit hatte der Streit ein Ende.

32. Der großmüthige Bauer.

Zu Verona, einer berühmten Stadt in Italien, verursachte einmal der dabey fließende Fluß (die Etsch) eine so heftige Ueberschwemmung, daß man alle Augenblicke fürchtete, die steinernen Brücken würden zusammen stürzen. Zum größten Unglücke wohnte ein Zollner mit Weib und Kindern in einem Häuschen auf einer dieser Brücken, und hatte versäumt, ehe das Wasser so groß wurde, zu flüchten. Jetzt war es, leider! zu spät. Ach! da weinten und jammerten Vater, Mutter und Kinder, und rangen die Hände gegen die Menge Volks, das von Ferne stand, und mit Angst und Beben den Einsturz erwartete. Aber all ihr Jammern bewog doch keinen Zuschauer zur Hülfe. Da kam ein reicher Graf, und versuchte es, durch Geld Muth zu machen. Er hielt seinen Beutel empor, und rief: „Tausend Gulden, wer es wagt, die Unglücklichen zu retten!!" Aber auch da kam kein Mensch, so gern jeder die tausend Gulden verdient hätte; denn Alles fürchtete sich vor der grausamen Fluth. Der Graf rief wieder; und siehe! da stieg ein armer Bauersmann in einen Kahn, und fuhr im Namen Gottes hinein. Ob ihn gleich immer die Wellen hin und her schwenkten und in den Grund zu stürzen drohten; so kam er doch glücklich an Ort und Stelle. Aber ach! das Wasser war zu stürmisch, und der Kahn zu klein, um alle zugleich zu retten. Dreymal tummelte er sich also durch die Wellen; und dreymal wagte er sein Leben an der einfallenden Brücke;

und dreymal half ihm Gott glücklich aus der Gefahr. Kaum war der Zollner mit Weib und Kindern in Sicherheit, da stürzten die letzten Trümmer zusammen. — „Komm her, komm her, edler Mann!" rief freudig der großmüthige Graf, „hier sind deine tausend Gulden!" Nein, beßter Herr, sprach der Bauersmann: für Geld wag' ich mein Leben nicht, ob ich gleich arm bin. Da Sie aber einmal so großmüthig waren, das Geld zu versprechen, so schenken Sie es dem armen Zollner, der Hab und Gut verloren hat. So sagte der brave Bauersmann, und gieng, ohne daß nur jemand seinen Namen erfuhr, freudig davon.

33. Der gerettete Hund.

Einstmals fuhr Julchen mit ihren Eltern aus, da ward sie bey einer Brücke einen Trupp Knaben gewahr, die einen armen Hund, den sie ersäufen wollten, an einem Stricke herbeyschleppten. Der Hund war ganz mit Koth besudelt, und sah ohnedieß häßlich aus. Julie bat ihre Eltern, den Kutscher halten zu lassen. Sie erlaubten es. — „Halt Hans" rief sie ihm zu; und er hielt. Sie rief darauf die Knaben zu sich und fragte, ob sie nicht den Hund verkaufen wollten? „Sehr gern," war die Antwort. Sie gab ihnen darauf einige Groschen, ließ den Hund rein waschen, und hob ihn zu sich in den Wagen. Ihre Begleiter fanden, daß der Hund sehr häßlich sey, und wollten sie bereden, ihn laufen zu lassen. Allein sie sagte:

„ob er hübsch oder häßlich ist, darauf sehe ich nicht; er ist elend und wurde gemißhandelt, und dieß ist mir Grundes genug, um mich seiner anzunehmen." Zu Hause spottete jeder über ihren Schooshund, wie sie ihn nannten; aber Julie kehrte sich nicht daran. Sie pflegte sein täglich und that ihm Gutes, weshalb auch dieser sie so lieb gewann, daß er immer um sie war, wo sie gieng und stand. Julie schlief allein in einer kleinen Kammer; aber der Hund lag immer vor ihrem Bette. Eines Abends, als sie zu Bette gegangen und schon eingeschlafen war, sprang der Hund auf einmal zu ihr ins Bett, zupfte sie beym Aermel und fing an erbärmlich zu heulen. Julie erwachte davon. Sie erschrak, und weil der Hund immerfort, und zwar stets heftiger bellte, sie auch durch Hülfe des Mondscheins gewahr wurde, daß der Hund immer unter die Bettstelle hinstarrte, so stand sie auf und rief die Leute des Hauses herbey. Diese zündeten Licht an, kamen und fanden einen Dieb, der sich unter die Bettstelle verkrochen hatte. Dieser gestand, daß er alles, was in der Kammer war, hatte stehlen wollen.

34. Das Gespenst.

Eines Abends ward Christoph beym Mondschein irgendwohin gesandt, und nahm seinen Weg über den Gottesacker. Auf dem Rückwege gewahrte er bey einem Grabe eine weiße Gestalt, die, wie seine Einbildungskraft ihm es vorspiegelte, mit Kopf, Händen und Füßen allda zu liegen schien. „Ey, das ist ein Gespenst" sprach

er

er bey sich selbst, und vor Angst wäre er beinahe zurück gelaufen. Mittlerweile faßte und ermannte er sich, fieng an zu bezweifeln, ob er recht gesehen habe, und dachte, ob wohl nicht die lange weiße Gestalt etwas ganz anders, als sie ihm vorkam, seyn könnte. Noch nicht ganz ohne Furcht näherte er sich, jedoch langsam, der Stelle, um die Sache zu untersuchen; und siehe, es war weiter nichts als ein Bettuch. Des Pfarrers Leute hatten gewaschen, und die Wäsche auf dem Kirchhof zum Trocknen ausgebreitet. Wahrscheinlich war dieses Bettuch, als sie des Abends das übrige Zeug eingesammelt hatten, vergessen worden. Wie freuete sich nun Christoph über diese Entdeckung! „Ey, sagte er, so hat der Vater doch Recht, daß die Einbildung trügt." Bey seiner Nachhausekunft erzählte er seinem Vater den Vorfall. Dieser lobte sein Verhalten, und ermahnte ihn, nur immer sich so zu benehmen, wenn er etwas zu sehen glaubte. Christoph gehorchte seinem Vater; ihm ward in der Folge nicht weiter bange, und Gespenster sah er auch niemals mehr.

35. Die Näscherin.

Luise hatte die üble Gewohnheit, alles zu benaschen, was sie von Eßwaren oder Getränken sah. Sie war deßhalb oft von ihren Eltern bestraft worden, weil Näscherey nicht nur sehr unanständig ist, sondern weil sie auch Ursach wird, daß man überhaupt seine Begierden nicht mäßigen und unterdrücken lernt.

Aber Luise hielt sich doch nicht zurück, wenn ihr die Lust zu naschen ankam. Die Gartenthüre mußte um ihretwillen beständig verschlossen seyn, so lange Obst im Garten war, denn sie pflückte alles, was sie erreichen konnte, sogar unreif ab, biß die Aepfel und Birnen an, und wenn sie noch herbe waren, warf sie dieselben weg. So verdarb sie fast eben so viel Obst, wenn sie einmal in den Garten kam, als das Ungeziefer.

Gar zu gern schlich sie sich in die Milchkammer, wo sie den Rahm mit den Fingern aus den Milchgefäßen nahm. Anfangs glaubte man, daß die Katze diese Näscherin wäre, und schaffte sie ab; aber bald entdeckte sichs, daß Luise den Schlüssel zur Milchkammer sehr gut zu finden wußte. Es war also nicht zu verwundern; daß die Eltern gar kein Zutrauen mehr zu ihr hatten, und alles vor ihr verschlossen, wie vor einem Diebe. Sogar war sie einigemal über den Branntwein gerathen, welchen der Vater für Fremde in einem Eckschranke stehen hatte, und war davon berauscht und tödtlich krank geworden. Eines Tages war sie in der Stube allein, und solche Zeiten pflegte sie gerne zu ihren Näschereyen zu benutzen. Sie sah sich um, ob irgend ein Schrank offen stände, oder ob Schlüssel da wären; endlich bemerkte sie oben auf dem Schranke ein Näpfchen. Sogleich machte sie Anstalt, zu sehen, ob etwas für sie zu naschen darin wäre. Sie setzte einen Stuhl an den Schrank, und da dieser noch nicht hoch genug war, rückte sie auch den Tisch daran, stieg vom Stuhle auf den Tisch,

und nahm das Näpfchen herunter. Es war etwas Weißes darinn, wie gestossener Zucker; sie tauchte die Fingerspitze ein, und kostete es; es schmeckte süß, und sie lekte also immer begieriger.

Plötzlich trat die Mutter zur Thüre herein. Luise erschrack, daß sie bald vom Tische gefallen wäre; aber noch größer war der Schreck der Mutter, da sie sah, daß Luise Gift aß, welches für die Fliegen hingesetzt war. Unglückskind! rief sie, was machst du? Sie hob sie gleich vom Tische, schickte nach dem Arzt, gab ihr Milch ein, daß sie sich brechen sollte, und wendete alle Mittel an, sie von einem jämmerlichen Tode zu retten.

Bald aber fühlte Luise die allerentsetzlichsten Schmertzen in den Eingeweiden, und schrie, daß man es einige Häuser weit hören konnte.

Der Arzt kam und verordnete, sie immer noch mehr Milch trinken zu lassen, gab ihr auch noch andere Arzneyen; allein sie mochte zu viel genascht haben, denn alle Mittel waren umsonst und sie mußte sterben.

36. Die Kunst, ohne Reue fröhlich zu seyn.

Klaus konnte den ganzen Frühling hindurch Blumen sehen, Nachtigallen schlagen hören, die schönsten Kornfelder durchwandeln, und ihm kam auch nicht ein froher Gedanke in den Sinn. Wenn er froh werden sollte, so mußte Wein oder Kaffee und Kuchen da seyn; er mußte im Spiele gewinnen, oder den schönsten Rock in der Gesellschaft tragen: — oder es mußte ein

einfältiger Mensch gegenwärtig seyn, den er verspotten konnte. Nur bey dergleichen Anlässen pflegte Klaus zu lachen.

Einst gieng er über Feld zu Jemanden zu Gaste, und sah, wie gewöhnlich, gedankenlos vor sich nieder. Da fand er seinen armen Vetter Karl vor einem wilden Apfelbaume, der eben in voller Blüthe stand. Er sang mit leiser Stimme den Vers:

„Mich ruft der Baum in seiner Pracht,
„Auch mich, auch mich hat Gott gemacht;
„Bringt unserm Schöpfer Ehre!"

und weinte dabey vor freudiger Empfindung des allgütigen Schöpfers. „Wie kannst du dich über einen Baum so freuen?" sagte Klaus mürrisch zu Karln, der ihn nun mit froher Seele begrüßte: „Ey, lieber Vetter!" antwortete Karl, „wenn es nicht wohlfeile Freuden gebe, wo wollte ich Armer einige hernehmen? Ich kann keine Freuden bezahlen; aber darum hab' ich Gott so lieb, daß er auch für uns Arme Freuden bereitet hat; denn ich kann ohne Kosten und ohne Reue fröhlich seyn. Aber es ist eine ordentliche Kunst, um das zu können." — „Nun was ist das für eine?" fragte Klaus. „Da ist sie, wenn du mich hören willst," antwortete Karl: „Ich sehe Großes und Kleines, was Gott gemacht hat, recht an, und finde alle Tage etwas Neues und Schönes. Dann denke ich nach: warum und wozu dieses und jenes da sey, oder wozu es nütze? Und wenn ich dabey der Weisheit des Schöpfers zuweilen auf die Spur komme, dann kann ich gleich mit meinen eigenen

Wor-

Worten beten, weil ich von der Allmacht, Weisheit und Güte Gottes ganz durchdrungen bin. Und so geh' ich mit Vorsätzen, dem Allgütigen zu gefallen, munter und froh zu meiner Arbeit." „Lebe wohl," sprach Klaus, und gieng fort.

37. Zufriedenheit.

Was frag ich viel nach Geld und Gut,
Wenn ich zufrieden bin,
Giebt Gott mir nur gesundes Blut,
So hab ich frohen Sinn,
Und sing mit dankbarem Gemüth
Mein Morgen- und mein Abendlied.

So mancher schwimmt in Ueberfluß,
Hat Haus und Hof und Geld;
Und ist doch immer voll Verdruß,
Und freut sich nicht der Welt.
Je mehr er hat, je mehr er will,
Nie schweigen seine Klagen still.

Da heißt die Welt ein Jammerthal,
Und däucht mir doch so schön;
Hat Freuden ohne Maaß und Zahl,
Läßt keinen leer ausgehn:
Der Käfer und das Vögelein
Soll sich auch seines Lebens freun.

Und uns zu Liebe schmücket ja
Sich Wiese, Berg und Wald,
Und Vögel singen fern und nah,
Daß alles wiederhallt.
Bey Arbeit singt die Lerch uns zu,
Die Nachtigall bey süßer Ruh.

Und wenn die goldne Sonn' aufgeht,
Und golden wird die Welt;
Wenn alles in der Blüthe steht,
Und Aehren trägt das Feld;
Dann denk ich, alle diese Pracht
Hat Gott doch auch für mich gemacht.

38.

Ein Knecht in Franken hatte sich durch Fleiß und Sparsamkeit einiges Vermögen erworben. Den größten Theil hatte er seinem Schullehrer geliehen. Dieser benutzte das Geld mehrere Jahre, ohne dafür Zinsen zu bezahlen. Der Knecht foderte sie auch nicht. Endlich starb der Schullehrer. Die Obrigkeit nahm sein nachgelassenes Vermögen in Verwaltung, und lud den Knecht ein, sein Geld in Empfang zu nehmen. Man bot ihm Kapital und Zinsen an. Das erstere nahm er, gab die Schuldverschreibung zurück, und ließ die Zinsen liegen. Man wollte ihn überreden, auch diese anzunehmen, da sie ihn mit so vielem Rechte zukämen. „Nein," sagte er, „die sollen den Kindern unsers seligen Schullehrers geschenkt seyn! Sollte ich Zinsen nehmen von einem Manne, der uns so viel Gutes gelehrt hat?"

Sey dankbar lebenslang, dem, der dir Gut's, gelehrt,
Zeig ihm Erkenntlichkeit und halt ihn immer werth;
Denn Galater am Sechsten heißts:
„Thu' Gut's dem, der dich unterweist!"

39. Der Mensch.

Ich bin ein Mensch; denn ich kann nach freyem Willen oder willkührlich handeln, ich kann empfinden, begehren, denken und sprechen. Ich habe schon Schmerz, Freude, Mitleiden, Angst und Furcht empfunden. Auch die Thiere können Vergnügen und Schmerz empfinden. Der Hund freuet sich, wenn er seinen Herrn sieht, er wimmert und heult vor Schmerz, wenn er von einem andern Hunde gebissen worden ist. Ich kann meine Freude und meinen Schmerz durch Worte zu erkennen geben, ich kann sprechen, das Thier kann nicht sprechen.

Ich gehe aufrecht, kann meinen Kopf in die Höhe richten, und ihn nach allen Seiten herumdrehen. Die Thiere gehen zur Erde gebückt, und können den Himmel nicht ansehen. Ich kann sehen, hören, fühlen, schmecken und riechen. Dieß können die Thiere auch; sie haben, gleich den Menschen, fünf Sinne. Manche Thiere können sogar schärfer sehen und schärfer riechen, als die Menschen.

Ich weiß, daß ich meine Füße zum Gehen, meine Augen zum Sehen, meine Ohren zum Hören, meine Zunge zum Schmecken, meine Nase zum Riechen gebrauchen, und daß ich an allen Theilen meines Körpers fühlen kann; aber ein Thier weiß dieß nicht.

Ich kann darüber nachdenken, wozu man Eisen, Steine, Kalk, Holz und andere Dinge gebraucht; aber die Thiere können nicht nachdenken. Ich kann begreifen, warum ein Ding so seyn muß, wie es ist; z. B. warum ein

Haus Fenster, Thüren und Schornsteine haben; warum der Ofen von Thonerde, und nicht von Holz gemacht werden; warum man die Pflanzen begießen und die Erde umgraben muß. Ich kann begreifen, warum der Topf einen Henkel haben, und warum ein Messer vorne scharf, am Rücken aber glatt und stumpf seyn muß. Ich weiß, warum meine Schuhe von Leder, und nicht von Holz oder Blech, oder von Tuch gemacht sind, und warum ein Wagen nicht mehr als vier Räder haben darf.

Ich kann einsehen, warum ich nicht immer thun darf, was ich will; warum ich thun soll, was meine Eltern und Lehrer wollen; warum ich folgsam, fleißig und aufmerksam seyn soll. Ich weiß, warum die Thüren hoch, die Dächer schräge, die Keller gewölbt sind; warum die Küchen einen Heerd von Steinen und nicht von Holz haben, und die Straßen gepflastert seyn müssen.

Ich bemerke, daß der Tisch und die Bank einander ähnlich sind, und weiß auch, worin diese Aehnlichkeit besteht. Ich bemerke, daß beyde aus Holz gemacht sind, beyde sich durch den Gebrauch abnutzen, beyde im Feuer verbrennen (brennbar sind), und beyde Füße haben. Aber ich sehe auch ein, daß beyde einander unähnlich oder von einander verschieden sind; denn ich bemerke an dem einen manches, was an dem andern nicht ist.

Die Rose ist der Nelke ähnlich; denn beyde sind Blumen; beyde haben einen schönen Geruch und schöne Farben; beyde haben eine

Wur=

Wurzel, Blätter und Stengel; beyde entstehen aus einer Knospe; beyde blühen eine kurze Zeit, und verwelken dann. Aber die Rose ist auch von der Nelke verschieden; denn sie hat einen andern Geruch, sie hat nur Eine Farbe, die Nelke ist aber gewöhnlich bunt. An der Rose sind Stacheln, aber an der Nelke nicht. Die Rose hat breite und runde Blätter, die Nelke hat schmale und länglichte. Ich habe jetzt die Rose mit der Nelke verglichen, ich habe aber auch beyde von einander unterschieden. Dieß können die Thiere nicht, denn sie haben keinen Verstand.

Ich kenne allerley Dinge, welche ich mit Aufmerksamkeit betrachtet habe. Ich kenne eine Menge Pflanzen, welche in dem Garten wachsen, z. B. gelbe Ruben (Möhren), baierische Ruben, Bohnen, Erbsen, Gurken, Weinstöcke, Rettige, Salatkräuter, allerley Arten von Kohl oder Kraut, Petersilie, Schnittlauch, Salbey, Spargel, Pfefferkraut. Ich kenne das Unkraut, und weiß es von den nützlichen Pflanzen zu unterscheiden.

40. Bedürfniß.

Ueberall, wo Menschen wohnen, hat Gott dafür gesorgt, daß sie, bei Fleiß und Sorgfalt, alles haben, was sie zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse gebrauchen. Denn wenn gleich nicht jedes Land so viel hervorbringt, als seine Bewohner zu ihrer Erhaltung bedürfen, so können sie sich doch durch den Handel das Fehlende leicht verschaffen. Aber welches sind denn die Bedürfnisse der Menschen?

Wenn

Wenn ich mir den Mund und die Nasenlöcher zustopfte, so würde ich sterben; denn ich müßte ersticken. Unaufhörlich muß der Mensch durch den Mund und die Nase Luft einziehen oder einathmen, wenn er leben soll.

Wenn ein Mensch das Unglück hätte, auf eine wüste Insel zu gerathen, wo er weder Speise noch Trank, also gar keine Nahrungsmittel fände, so müßte er vor Hunger und Durst sterben. Wer im harten Winter weit über das Feld gehen muß, und zuletzt nicht mehr fort kann, der erstarrt endlich vor Frost, und muß sterben; denn ohne Wärme kann kein Mensch leben.

Wenn man ein neugebornes Kind auf das freye Feld hinlegte, und weder für seine Ernährung, noch für seine Reinigung, Erwärmung und Bekleidung sorgte, so müßte es umkommen, oder es würde wenigstens nicht verständig werden, nicht sprechen und nicht aufrecht gehen lernen; denn die Kinder lernen vorzüglich dadurch gehen und sprechen, daß sie den Gang und die Sprache der Erwachsenen nachahmen, und werden besonders durch die Anweisungen und Belehrungen der Erwachsenen verständig. Also Luft, Wärme, Nahrung, Kleidung, Wohnung und Beysammenseyn mit seines Gleichen ist dem Menschen zur Erhaltung seines Lebens nothwendig. Alles dieß bedarf jeder Mensch, um zu leben; es sind **Bedürfnisse**.

Aber wir alle können leben, wenn wir auch keinen Wein zu trinken, keinen Kuchen zu essen, und keine seidene Kleider anzuziehen hätten.

Die-

Diese Dinge bedarf also der Mensch nicht; sie gehören nur zum Wohlseyn. Wer recht müde ist, der schläft auch auf der bloßen Erde sanft und ruhig; aber er schläft freilich lieber auf einem weichen Bette. Auf der harten Bank läßt sichs recht gut sitzen und ausruhen; aber freilich sitzt es sich auf dem weich gepolsterten Stuhle bequemer und angenehmer. Ein Rock von dem gröbsten Tuche thut recht gute Dienste, denn er schützt vor Kälte, Wind und Regen; aber es ist freilich angenehmer, einen Rock von feinem Tuche zu haben, der mit schönen Knöpfen besetzt ist. Also weiche Betten, gepolsterte Stühle, und kostbare Kleidungsstücke gehören nicht zu den Bedürfnissen, sondern zu den Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens, und zur Pracht oder zum Aufwande. Aber wozu gehört der Spiegel, die Uhr und die Violine?

Wenn wir hinreichende und gesunde Nahrung, brauchbare Kleider und eine gute Wohnung haben, so wollen wir zufrieden seyn, wenn auch die Nahrung nicht ausgesucht und lecker, die Kleidung nicht kostbar und glänzend, die Wohnung nicht prächtig oder nicht ganz gemächlich ist.

41. Von der Kleidung.

Die Kleider schützen meinen Leib vor Kälte und Sonnenhitze, vor Wind, Regen und Staub, und erwärmen ihn.

Einige Kleidungsstücke sind auch manchen Handwerkern bey ihrer Arbeit nützlich und noth-

wen-

wendig, z. B. die Schürzen den Bäckern, Töpfern, Maurern und Zimmerleuten (wozu?); das Schurzfell dem Bergmann; das blaue oder weiße Hemd, welches über den Rock gezogen wird, dem Fuhrmann u. a. m. Daher kann man auch oft schon an der Kleidung merken, was für ein Gewerbe jemand treibt, oder zu welchem Stande er gehört. An seiner Kleidung kann ich den Soldaten von dem Handelsmanne, den Bedienten von seinem Herrn, den Bauer von dem Einwohner der Stadt, den Pfarrer von dem Kaufmann, den Bäcker von dem Schornsteinfeger unterscheiden.

Die Kleidung eines Soldaten, eines Unteroffiziers und Postillions (Postknechts) wird die Montur genannt. Die Kleidung eines Bedienten nennt man die Livree, und die Kleidung eines Offiziers die Uniform.

An seiner Montur (Kleidung) kann ich einen Kavalleristen (einen Soldaten der zu Pferde dient) von einem Infanteristen (einem Soldaten der zu Fuße dient) unterscheiden.

Die Kleider dienen nicht blos zur Beschützung und Erwärmung des Körpers, sondern auch zur Verschönerung desselben. Besonders wenn sie schön und kostbar sind, so werden sie Putz genannt. Der beßte Putz ist eine reinliche Kleidung, welche nett und ordentlich sitzt, und ein gesundes, fröhliches Gesicht.

Ich weiß alle meine Kleidungsstücke zu nennen, und anzugeben, welche von Wolle, welche von Leder, welche von Baumwolle und welche von Flachs gemacht sind.

Ich weiß, wer meinen Hut gemacht hat, und wovon er gemacht ist; wer die Leinwand zu meinen Hemden verfertigt, wer das Leder zu meinen Schuhen gemacht hat.

42. Die Seelenkräfte.

Ich kann sehen, denn ich habe zwey gesunde Augen. Ich kann hören, denn ich habe zwey — — Ich kann schmecken, denn ich habe eine gesunde Zunge und einen Gaumen. Ich kann riechen, denn ich habe eine Nase. An meinem ganzen Körper kann ich fühlen, ein besonders zartes Gefühl habe ich in den Fingern.

Ich sehe den Mond, die Sonne und die Sterne am Himmel, und auf der Erde sehe ich Menschen, Thiere, Bäume, Pflanzen, Kräuter, Steine, Berge, Hügel, Felder, Flüsse, Seen, Teiche, Bäche, Quellen, Städte und Dörfer. In der Luft sehe ich Vögel, Fliegen, Mücken Schmetterlinge; in der Erde erblicke ich Würmer; im Wasser sehe ich Fische, Frösche, Schnecken und Würmer.

Ich höre den Gesang der Vögel, das Rollen des Donners, den Schall der Glocken, das Knallen einer Peitsche, das Wiehern eines Pferdes, das Rieseln eines Baches, die Töne der Musik, und den leisen Schlag einer Taschenuhr. Ich kann in weiter Ferne das Bellen eines Hundes, das Krähen eines Hahnes, den Schall einer Glocke und den Knall einer Flinte oder Kanone hören.

Ich fühle, daß das Feuer brennt, und das frische Quellwasser kühlt, daß die Sonnen-

strahlen mich erwärmen, daß der Stein hart, die Wolle weich, das Eis kalt, der Spiegel glatt, und der Hut rauh ist. Ich schmecke die Süßigkeit des Zuckers, die Säure des Essigs, und die Bitterkeit der Mandel.

Ich rieche mit Wohlgefallen den Duft der Rose, des Veilchens, der Hyazinthe und der Aurikel. Ich rieche mit Mißfallen den Duft einiger Blumen, und empfinde den üblen Geruch des frischen Mistes.

Ich erinnere mich einer Geschichte, die ich vor einiger Zeit gehört; eines Fremden, den ich einmal gesehen; eines Schmerzes, den ich einmal empfunden; eines Vergnügens, das ich vor langer Zeit genossen; und dessen, was ich gestern in der Schule gelernt habe. Ich kann mir vorstellen, wie ein Schiff aussieht; denn ich habe schon oft Schiffe gesehen. Ich kann mir vorstellen, wie mein Vater, meine Mutter und mein Bruder aussehen, ob ich sie gleich jetzt nicht vor mir sehe. Ich kann mich an alles, was ich gesehen, gehört, empfunden und gefühlt habe, deutlich erinnern, oder ich kann mir dieß alles deutlich vorstellen, ohne dazu meinen Kopf, meine Hand, meinen Fuß, meine Augen, Ohren und Nase zu gebrauchen. Die Kräfte, mit welchen ich mir etwas vorstelle, mich an etwas erinnere, über etwas nachsinne, etwas empfinde, oder etwas will, oder etwas verlange, sind keine Kräfte meines Leibes, sondern Kräfte meiner Seele, oder Seelen-Kräfte. Meine Seele ist in mir, aber ich kann sie nicht sehen, sondern ich kann nur an

mei-

meinen Vorstellungen, Gedanken und Empfindungen merken, daß ich eine Seele habe.

Hätte ich keine Seele, so könnte ich nichts begreifen, nichts lernen, nichts verstehen; ich könnte weder rechnen, noch schreiben, noch lesen: denn indem ich lese oder rechne muß ich zugleich denken, und denken kann ich nur mit meiner Seele.

Mit meiner Seele denke ich, indem ich rechne, an die Zahlen, welche ich zusammenzählen oder abzählen, theilen oder vervielfältigen soll. Mit meiner Seele denke ich an den Menschen, von welchem der Lehrer etwas erzählt, oder von dem ich im Lesebuch etwas lese. Mit meiner Seele denke ich an das Spiel, welches ich spielen will, wenn die Schulzeit zu Ende ist. Mit meiner Seele denke ich, indem ich plaudern will, an die Strafe, welche der Lehrer auf das Plaudern gesetzt hat.

Ich könnte nichts Verständiges sagen, wenn ich keine Seele hätte, und nicht mit meiner Seele denken könnte. Ich spreche mit meinem Lehrer, ich antworte auf seine Fragen; diese Antworten habe ich nicht erst auswendig gelernt, um sie dann herzusagen; ich habe über die Fragen meines Lehrers nachgedacht, und dann habe ich geantwortet.

Ich möchte meinen Rock nicht mit dem zerlumpten Rocke eines Bettlers vertauschen; denn ich habe beyde mit einander verglichen, und bemerkt, daß mein Rock nicht zerrissen und nicht abgetragen, also besser, als der Rock des Bettlers ist. Indem ich beyde Röcke mit-

einander vergleiche, und dann urtheile, daß der meinige besser ist, gebrauche ich meine Seele oder meinen Verstand. Ich entschliesse mich, meinen alten Rock gegen einen neuen zu vertauschen, und gebrauche dabey meinen Willen, oder meine Willenskraft.

Ich habe gesehen wie es der Bauer macht, wenn er das Feld bauen, seinen Acker bestellen, oder ihn zur Saat zubereiten will. Er spannt Ochsen oder Pferde vor ein kleines Fahrzeug, welches der Pflug heißt, und vorn zwey Räder, hinten aber ein Gestell hat, an welchem ein breites und scharfes Eisen befestigt ist, welches der Pflugschaar genannt wird. Mit diesem Pfluge fährt der Bauer über den Acker. Das scharfe Eisen schneidet tief in die Erde ein; ein zweytes breiteres Eisen reißt sie auf, und macht, daß das Unterste oben kommt, indem das aufgerissene Stück Erde sich umwendet. Dann wird der umgepflügte Acker mit Saamen von Roggen oder Gerste, Hafer oder Weitzen bestreut; und dieser Saame wird vermittelst eines hölzernen Werkzeugs, das die Egge heißt, und aus mehreren zusammengesetzten Rechen besteht, unter die Erde gebracht. Indem ich dieß alles sahe, erhielt ich einen Begriff vom Ackerbau.

43. Lebensdauer.

Es wird gewöhnlich angenommen, daß Thiere und Menschen, wenn nichts ihrem Leben und ihrer Gesundheit schädlich wird, achtmal so lang leben können, als sie wachsen.

Setzt

Setzt man nun die Zeit, die zur völligen Ausbildung des menschlichen Körpers erfoderlich ist, auf zwanzig Jahre fest, so muß der Mensch ein Alter von 160 Jahren erreichen können. Daß dieß auch wirklich möglich sey, lehrt die Erfahrung aller Zeiten. Vor der Sündfluth erreichten die Menschen sogar ein Alter von 200 Jahren und darüber. Nach der Sündfluth lebte Abraham 175, Isaak 180 und Jakob 147 Jahre. Sie führten aber ein einfaches und mäßiges Leben. Auch noch gegenwärtig ist es nicht unmöglich, so alt zu werden. Folgende Beyspiele werden euch dieses lehren, und euch an einige der vorzüglichsten Mittel erinnern, durch die der Mensch seine Gesundheit erhalten, und sein Leben fristen kann

Hupazoli, ein Geistlicher im türkischen Reiche, war 1587 geboren, und starb erst 1702. Er trank Wasser, war mäßig im Essen, nahm an keinem Schmause Theil, arbeitete fleißig, und war nie krank. Er war ein Mann von sanftem Geiste, der nicht leicht zürnte und niemand beleidigte.

Im Herzogthume Bremen starb im Jahre 1778 eine alte Frau, mit Namen Rath. Sie hatte von Jugend auf ein arbeitsames und hartes Leben geführt, sich leicht gekleidet, und auch im höchsten Alter weder Thee noch Kaffee trinken wollen. Sie ward über 100 Jahre alt, und verlor, auch in ihren letzten Lebensjahren, nicht den Gebrauch ihrer Sinne. — Im Jahre 1757 starb in England ein Taglöhner im 169sten, 1773 in Dänemark ein Matrose im 146sten,

und in Norwegen, vor nicht vielen Jahren, ein Mann im 160sten Jahre seines Alters; sie alle aber führten ein einfaches, enthaltsames und mäßiges Leben. Laßt euch die Geschichte eines solchen ehrwürdigen Greises erzählen, und vernehmt aus seinem Munde, wie heilsam für die Gesundheit ein ordentliches, mäßiges und enthaltsames Leben sey.

Ich bin, spricht Ludwig Kornaro aus Venedig, mit dem schwächsten Körper geboren. In meiner Jugend hatte ich mir, durch Unmäßigkeit aller Art, Magenschmerzen, Koliken, Gicht und andere Uebel auf den Hals geladen. Ich befand mich beständig in einer schleichenden Fieberhitze, und mein Blut war nie ganz ruhig und ohne Wallung. In den Jahren zwischen 35 und 40 war ich so elend, daß jederman die Hoffnung auf mein Leben aufgab. Alle Hülfe der Aerzte war für mich verloren, endlich erklärten sie mir frey heraus, daß nur noch ein einziges Mittel vorhanden wäre, und dieses sey ein enthaltsames, ordentliches und mäßiges Leben. Sie fügten hinzu, ich hätte keine Zeit zu verlieren, was ich für mich thun wolle, müsse ich gleich thun. Da ich nun zum Sterben keine Lust hatte, so machte ich mich verbindlich, ohne Aufschub die Lebensordnung anzufangen, die sie mir vorgeschrieben hatten. Ich thats, merkte bald die guten Wirkungen davon, und ehe noch das Jahr zu Ende war, sah ich mich von allen meinen vorigen Uebeln befreyet. Und worin bestand denn diese Lebensordnung, die für mich von so heilsamen Folgen war? Vor-

züglich darin, daß ich ein recht enthaltsames, regelmäßiges und mäßiges Leben führte. Ich enthielt mich der erhitzenden Getränke, gewöhnte mich täglich nicht mehr als dreyviertel Pfund feste Nahrungsmittel und 1 Pfund Flüssigkeiten zu mir zu nehmen. Indessen versäumte ich auch die übrigen Stücke einer guten Lebensart nicht. Im 79sten Jahre meines Alters bewogen mich einige Freunde, meine Speise um 4 Loth, und mein Getränk um eben so viel jeden Tag zu vermehren. Aber kaum mochte dieß zehn Tage geschehen seyn, so fühlte ich mich wieder niedergeschlagen, übel aufgeräumt, und war jederman zur Last, der sich um mich befand. Am 12ten Tage befiel mich eine heftige Kolik, die 24 Stunden anhielt, und worauf 5 Wochen lang ein anhaltendes Fieber eintrat, welches mir weder Tag noch Nacht Ruhe ließ, und mich zuletzt dem Grabe nahe brachte. Endlich kam ich davon auf — Gott und meiner alten Lebensordnung sey es gedankt! — denn diese erwählte ich wieder, und dafür befinde ich mich gegenwärtig in meinem 83sten Jahre bey gänzlicher und völliger Gesundheit des Leibes und der Seele. Ich steige allein und ohne Hülfe zu Pferde, und zu Fuße klimme ich auf hohe Berge. Meine Sinne sind noch ungeschwächt. Mit einem Worte, ich fühle, daß ich glücklich bin. Was kann ich also Besseres thun, als daß ich die vortreffliche Mäßigkeit und Enthaltsamkeit, bey welchen ich mich so wohl befinde, allen meinen Freunden beßtens empfehle. Möge mein Beyspiel sie aufmuntern! Möchte jeder

derman, der Vernunft besitzt, und kein Sklav und Opfer seiner Begierden ist, davon Gebrauch machen, um seine Gesundheit zu erhalten, und ein frohes, zufriedenes Leben zu führen, welches einen größeren Werth hat, als alle Schätze der Welt! So dachte, sprach und lebte Ludwig Kornaro, der ein Alter von 105 Jahren erreichte.

Denkst du dein Leben hoch zu bringen,
So halte Maaß in allen Dingen:
Im Essen, Trinken, Freud und Leid,
In Arbeit und in Schlafenszeit.

44. Folgen der Unwissenheit.

Hermann kochte Zwetschenmus. Nachdem seine Frau dasselbe in Töpfe gethan hatte, nahm er nach einiger Zeit einen Löffel, kratzte Alles, was am Rande des kupfernen Kessels sitzen geblieben war, sorgfältig zusammen, aß es begierig auf, und nachdem dieses einige Stunden geschehen war, fühlte er die heftigsten Schmerzen, und starb. Die Hülfe des Arztes war vergeblich. Die Säure der Zwetschen hatte einen Theil des Kupfers in Grünspan aufgelöst, und dadurch das Mus vergiftet, welches er so begierig aß, weil er nie gehört hatte, daß die Säure aus Kupfer, Bley, Zinn und Messing Gift entwickle.

Eine Frau gieng mit ihren Kindern in den Wald, um Holz zu holen. Bey diesem Geschäfte traf sie Tollkirschen an, die sie in der Meynung, daß es wilde Kirschen seyen, abpflück-

pflückte und mit ihren Kindern verzehrte. Kaum waren sie nach Hause gekommen, so fingen die giftigen Beeren mit solcher Wuth zu wirken an, daß Mutter und Kinder innerhalb 16 Stunden ihren Geist aufgeben mußten.

Ein Gastwirth in Frankreich hatte kurz nach einander mehrere schlaflose Nächte gehabt, und wollte daher am Tage ein Stündchen Mittagsruhe halten. Seine Frau führte ihn zu diesem Zwecke auf eine Bodenkammer, in welcher frische Wäsche zum Troknen hieng. Beym Hineintreten in die Kammer schlugen ihm die Dünste der Wäsche entgegen. „Die bösen Dünste!" sagte er zu seiner Frau, die ihm hierauf erwiderte, daß er sich nicht um die Dünste bekümmern, sondern ruhig und sanft schlafen solle. Sie schloß die Thüre hinter sich zu, und fand nach einigen Stunden, als sie dieselbe, ihn zu wecken, wieder öffnete, daß die bösen Dünste ihren Mann getödtet hatten.

45. Nutzen des Gehorsams.

Ein paar Eltern aus der Stadt fuhren einstmals aufs Land, einen Freund zu besuchen, und hatten ihre Kinder mit. Sie fuhren in einer Kutsche, und weil es ein schöner Sommermorgen war, so hatten sie die Fenster der Kutsche niedergelassen. Vor dem einen Fenster stand der kleine Ludewig und sah hinaus, so weit seine Augen zu sehen vermochten. Der Weg war gut, und weil sie rasch zufuhren, so

schien es ihm, als wenn Alles, die Felder und das Vieh, die Bäume und die Häuser schnell vorüber eilten. Dieß gewährte ihm ein großes Vergnügen. Allein die Mutter rief ihm zu: Kind, Kind setz dich doch nieder; du kannst sonst leicht zu Schaden kommen. Er setzte sich freylich, aber unwillig. „Warum," sprach er, „wollte Mutter mir das Vergnügen nicht gönnen, zu stehen und mich umzusehen? Jetzt, da ich sitze, kann ich die schöne Gegend bey weitem nicht so genießen, als da ich vor dem Fenster stand." „Wenn deine Mutter, oder ich," hob der Vater an, „dir etwas befehlen, so mußt du willig gehorchen, wenn du auch das Warum nicht immer begreifst. Wir sind älter als du, und wissen besser, wie du selbst, was dir nützlich oder schädlich ist. Wir sind deine Eltern, und haben dich lieb, das weißt du. Also kannst du auch nicht daran zweifeln, daß wir dir gern jedes dir wirklich nützliche Vergnügen gönnen. Daß deine Mutter dich sitzen hieß, geschah deshalb, weil sie befürchtete, daß die Thüre" — Sogleich langte der Vater hin, um Ludewig zu zeigen, wie die Thür, in welcher das Fenster hieng, vor dem Ludewig gestanden, zugemacht wäre, und wie diese durch einen Stoß leicht aufspringen könnte; und — bups — stieß das eine Vorderrad so heftig gegen einen Stein, daß Alle von ihren Sitzen aufflogen. Die Thüre sprang auf, und des Vaters Stock, ein kostbares spanisches Rohr mit einem goldenen Knopf, das neben der Thüre stand, fiel heraus. Der Kutscher, welcher

solches bemerkte, hielt still, und Ludewig sprang hurtig heraus, um das Rohr aufzunehmen. Aber siehe! — das Rohr war zerbrochen, und das Hinterrad des Wagens, welches darüber gegangen war, hatte den Knopf gänzlich zerdrückt. Dieß bemerkte nun Ludewig, und blaß wie eine Leiche zitterte er über dem ganzen Körper. Er stieg wieder in die Kutsche hinein, fiel seinen Eltern um den Hals, küßte ihnen die Hände und benetzte diese mit seinen Thränen. „Liebster Vater! beste Mutter!" sprach er, „Ach, hätte meine Mutter mich nicht gewarnt, so hätte ich jetzt eben so übel, wie dieses Rohr zugerichtet seyn können. Nie in meinem Leben will ich ihnen ungehorsam seyn!"

46. Das reinliche Mädchen.

Hanne war ein armes Kind, allein sie hatte eine brave Mutter, die sie fleißig zur Reinlichkeit und Ordnung anhielt. Und wie gut und nützlich dieß war, das wird jedes vernünftige Kind leicht einsehen. Das Gesicht, der Hals und die Hände waren stets rein, und sobald sie dieß oder jenes, wodurch die Hände auch nur im geringsten schmutzig wurden, verrichtet hatte, wusch sie sich gleich. Sie hatte nicht viele Kleider zum wechseln; aber die, welche sie hatte, hielt sie, so klein sie auch war, stets rein und ganz. „Hast du, mein Kind, auch nicht so prächtige und kostbare Kleider, als manche andere Kinder," sagte die verständige Mutter, „so wird man dich doch lieben, wenn das, was du anhast, nur rein und ganz ist. Eine

bereits abgetragene Jacke, wenn auch ein Lappen darauf sitzt, und ein Rock von eigengemachtem Zeuge, wenn solcher nur rein ist, bringen keine Schande." Hanne hütete sich daher immer sorgfältig, daß sie sich nicht beschmutzte. Und man glaube ja nicht, daß sie, wie so viele ihres Gleichen, um ihren Rock einen schmutzigen Saum hatte, oder daß ihre Strümpfe unrein waren; — mit nichten. War die Straße mit Schmutz bedeckt, so wich sie dem aus, wodurch andere Kinder hinplatzten, und sich oft häßlich beschmutzten; und wenn sie nicht außen um kommen konnte, so schlich sie so vorsichtig und behutsam als möglich darüber weg. Ihre grobe werchene Schürze war beständig weiß wie Schnee, und rein und nett war ihr Kopfzeug. Bekam sie an ihrer Schürze ein Fleckchen, oder ein Loch in ihren Strümpfen, so konnte sie weder ruhig noch zufrieden seyn, ehe das Fleckchen abgewaschen und das Loch wieder zugestopft war. Und eben diese ihre Reinlichkeit war in der Folge die Ursache ihres Glücks. Es waren bey dem, in dem nämlichen Dorfe wohnenden Pfarrer Fremde zu Besuch, die, weil das Wetter schön war, spatzieren giengen. Es war Sonntag, und die Kinder aus dem Dorfe hatten sich an ihrem gewöhnlichen Platze des Spieles und der Belustigung wegen versammelt. Das kleine reinliche und nette Hannchen zog die Aufmerksamkeit der Fremden, welche vorbeygiengen, auf sich, und sie gewannen es gleich lieb. Als sie vom Pfarrer erfuhren, daß die Eltern des Mädchens arm wären, beschlossen sie, die reich waren und kei-

ne

ne Kinder hatten, sich der Kleinen anzunehmen. Sie giengen daher gleich zu den Eltern, und machten ihnen dieß Anerbieten. Die armen Eltern nahmen es mit desto größerer Freude und Dankbarkeit an, weil sie die Fremden, die in der dasigen Gegend wohnten, kannten, und zugleich wußten, daß es eine gütige, wohldenkende Herrschaft sey. Hanne folgte also mit, als sie des Abends wieder nach Hause reiseten; und wurde von ihnen als ihr eigenes Kind gehalten und erzogen. Ob Hanne auch wohl das Glück gehabt hätte, wenn sie nicht ein kleines, reinliches Mädchen gewesen wäre? Gewiß nicht. Denn so wären die Fremden vorübergegangen, ohne sie zu bemerken, und sie wäre nie zu diesen gütigen und edelmüthigen Wohlthätern gekommen. So oft sie nachher bey zunehmenden Jahren ihr Glück betrachtete, segnete sie unter Freudenthränen ihre gute Mutter, die sie frühzeitig an diese weibliche Tugend, die Reinlichkeit, gewöhnt hatte.

47. Spiele nicht mit Gewehren.

Zu Paris in Frankreich lebte ein Kaufmann, der kürzlich noch zwey Söhne hatte. Der älteste war ohngefähr sieben, der jüngste erst sechs Jahre alt. Beyde wurden von ihren Eltern auf das zärtlichste geliebt. Ihr Vater, der Kaufmann, mußte oft in Geschäften große Reisen zu Pferde machen, und pflegte alsdann zu seiner Sicherheit ein Paar geladene Pistolen mit sich zu führen. Wenn er zurückkam, schoß er dieselben gemeiniglich los, oder zog die La-

dung

dung zu Hause heraus, damit niemand sich oder andern Schaden damit thun möchte. Dessen ungeachtet hatte er seinen Söhnen ein für allemal verboten, sowohl diese Pistolen, als auch irgend ein anderes Schießgewehr in die Hand zu nehmen, weil Kinder damit noch nicht umzugehen wissen, und sich oder Andere leicht verletzen können. Ueberhaupt gab er ihnen die Regel, auch wenn sie erwachsen seyn würden, mit dergleichen Gewehren niemals zu spassen, weil daraus oft schon großes Unglück entstanden wäre.

Vor einiger Zeit kam dieser Kaufmann von einer Reise zurück; aber weil er im Kurzen wieder aufs neue abzureisen gedachte, so hatte er dießmal die Pistolen nicht abgeschossen. Er legte sie in seine Kammer. Daß seine Söhne sie da anrühren würden, besorgte er nicht; denn er hatte es ihnen ja ein für allemal verboten. Aber was geschah? Am folgenden Morgen, da der Vater ausgegangen war, spielten Wilhelm und Christian (so hießen die beyden Knaben) in eben dieser Kammer. Die Pistolen lagen auf dem Tische. Laß uns einmal Soldaten spielen, sagte Wilhelm zu seinem jüngern Bruder, indem er eine der Pistolen in die Hand nahm, und ihm die andere reichte.

Du, antwortete Christian, weißt du nicht, daß es uns verboten ist, die Pistolen anzurühren?

Wohl wahr, sagte Wilhelm; aber wir wissen ja, daß sie nicht geladen sind, denn der Vater sagte ja neulich, daß er sie immer erst abschiesse, ehe er zu Hause komme; und ver-

derben werden wir ja auch nichts daran. Sieh nur, ich weiß schon recht gut, wie man den Hahn aufziehen muß, und so zog er den Hahn auf beyden Pistolen auf. — Vater wird wohl nur gemeint haben, daß wir keine geladene Pistolen anfassen sollen. Nun stelle dich dahin, und gieb Acht, wie ich kommandire; wenn ich Feuer rufe, so mußt du abdrücken.

So standen beyde gegen einander über, und Wilhelm kommandirte: Achtung! — Präsentirt das Gewehr! — Legt an! — Feuer!

Mit diesen Worten drückten Beyde los, und Beyde fielen nieder und wälzten sich in ihrem Blute.

Auf den Knall der beyden Pistolen kam die Mutter voll Bestürzung herbeygerannt, und o Himmel, welch ein Anblick! Ohnmächtig sank sie bey ihren Kindern nieder, die in demselben Augenblick den letzten Athemzug thaten. Da sie von dem herbeygelaufenen Gesinde wieder zu sich selbst gebracht wurde, waren ihre Söhne schon verschieden.

Den lauten Jammer der Mutter, welcher nun erfolgte, und das stumme Härmen des unglücklichen Vaters, dem bey seiner Nachhausekunft der bloße Anblick seiner im Blute liegenden Söhne die ganze Geschichte sagte, kann keine Feder beschreiben.

48. Das gute Beyspiel.

Fritz und Heinrich wohnten in der Nähe beyeinander, hatten aber sehr verschiedene Gesinnungen. Fritz war gefällig und zuvorkom-

mend gegen jederman; Heinrich that niemanden etwas zu gefallen; besonders nicht, wenn die von ihm gefoderten Dienste mit Mühe und Aufopferungen verbunden waren. Als er eines Tages auf der Straße spielte, bat ihn Fritz, daß er mit ihm gehen möchte, um ihn seiner Eltern Kühe aus dem Korne jagen zu helfen. Stelle du einen Knecht ein, wenn du es nicht alleine thun kannst, sagte er unfreundlich, und wandte sich von Fritzen weg. Seine Schwester, die in Abwesenheit ihrer Eltern das Kind und das Haus nicht verlassen durfte, hörte dieß, und rief ihm zu: „Lieber Heinrich, geh doch mit, und hilf ihm das Vieh ausjagen; es ist ja nur eine Kleinigkeit, und du hast ja auch nichts anders zu thun.“ „Eine Kleinigkeit,“ schrie Heinrich, „in einer solchen Hitze nach dem tollen Vieh zu laufen? Dafür werde ich mich hübsch bedanken!“ „O, Heinrich, so geh doch! Ich bitte dich, und wenn es auch etwas schwer ist. Weißt du nicht, daß der Lehrer noch gestern sagte: je mehr Mühe, je mehr Verdienst, und daß man das Gute thun müsse, wenn es auch noch so schwer werde.“ „Geh du selbst,“ sagte Heinrich, und blieb bey seinem Spiele. Dieß verdroß die gute Schwester so sehr, daß sie es ihren Eltern erzählte, wie undienstfertig sich Heinrich betragen habe. Auch diese ermahnten ihn, sich in Zukunft der Dienstfertigkeit zu befleißigen, aber er that es doch nicht. Als sein Nachbar Fritz ihn nach einigen Tagen in der Schule bat, ihm eine von seinen vorräthigen Federn zu leihen, weil er die sei-

nigen vergessen hatte, gab er ihm mit einem sehr unfreundlichen und mürrischen Tone die Antwort: „Ich brauche meine Federn selbst, sieh wo du eine bekommst!“ Diese Worte drangen zu dem Ohre des Lehrers. Wer ist der Undienstfertige? rief er, und sahe den, der es war, eine Weile sehr finster an, ohne auch nur ein Wort mit ihm zu sprechen. Zu Fritzen aber sagte er: „Vergiß nicht Böses mit Gutem zu vergelten.“ Dieser verstand den Lehrer, und fand bald Gelegenheit, die Vorschrift desselben zu befolgen. Heinrich hatte nämlich nach einigen Tagen den Auftrag von seinen Eltern erhalten, einen Sack Korn nach der Mühle zu bringen. Fritz sah ihm vor seinem Hause damit vorbey kommen. „Da hast du ein schweres Stück Arbeit,“ sagte er, als Heinrich näher kam. „Ich wollte du hättest den Sack,“ erwiederte Heinrich. „Wenn ich ihn dir abnehmen und hintragen soll, so will ich es gerne,“ versetzte Fritz. „O, wenn du das wolltest, lieber guter Fritz!“ Herzlich gern, erwiederte Fritz, und trug ihm das Korn nach der Mühle. Nach wenigen Tagen sah Heinrich, daß Fritz in dem Garten seiner Eltern Birnen pflückte und aß. „Wenn ich doch auch solche schöne Früchte aus meinem Garten holen könnte!“ sagte er. „Kann ich dir mit Birnen dienen?“ fragte Fritz; rannte nach seiner in der Nähe stehenden Mutter, fragte sie um etwas, kam dann gleich wieder, rief Heinrich in den Garten, und pfropfte dem, der ihm vor wenigen Tagen nicht eine Feder hatte leihen wollen, beyde Taschen und Hände

voll

voll schöner Birnen. Heinrich war ausser sich vor Freude. Es traf sich auch bald, daß er seine Feder mit in die Schule zu nehmen vergessen hatte. Traurig sah er Fritzens Federn neben sich liegen, doch wagte er nicht, ihn um eine zu bitten. Fritz bemerkte dieß, reichte sie ihm alle hin, und sprach: „Suche dir eine aus, lieber Heinrich!“

Fritzens Beyspiel vermochte mehr über den undienstfertigen Heinrich, als alle Lehren und Ermahnungen, Heinrich legte sein ungefälliges Wesen ab, und strebte Fritzen an freundlicher Dienstfertigkeit gleich zu kommen.

49. Der aufrichtige Schüler.

Lustig schwang Wilhelm seine Bücher in einem Riemen über den Kopf, als er eines Morgens in die Schule kam, und noch kein anderes Kind da fand; denn noch nie war er allen andern zuvor gekommen. Aber welch ein Schrecken! mit den Büchern traf er gerade das Tintenfaß auf dem Tischchen des Schullehrers, und goß es auf die herumliegenden Vorschriften aus. In der Angst raffte Wilhelm flugs die noch rein gebliebenen Papiere und die daneben liegenden Bücher zusammen, legte sie aufs Trockne, streifte die Tinte, so gut es in der Geschwindigkeit gehen wollte, in das Tintenfaß, und eilte in größter Bestürzung wieder hinaus, indem er schüchtern sich umsah, ob er von Niemanden bemerkt würde. Glücklicher Weise kam ihm keiner seiner Mitschüler entgegen, und Wilhelm dankte dem Himmel, daß es so gut abge-

gegangen war. In einer Ecke wartete er nun, bis fast alle Kinder beysammen waren, und jetzt erst schlich auch er sich ganz wehleidig in die Schule. Der Lehrer war schon da. „Welcher von euch war der erste? welcher der zweite? und welcher der dritte, der zur Schule kam? Die Kinder, die nichts Schlimmes ahneten, gestanden es ohne alle Furcht; nur Wilhelm schlug das Herz wie ein Hammer. Der Lehrer erzählte nun, was geschehen war, und wollte den Thäter wissen. Die drey zuerst Angekommenen betheuerten ihre Unschuld, und alle Uebrigen thaten das Nämliche; und doch sah der Lehrer ganz deutlich, daß die Tinte noch keine sechs Minuten verschüttet seyn konnte. Er wurde daher aufgebracht über das Läugnen, und setzte besonders mit Drohungen in den, der, nach seinem eigenen Geständnisse, der erste in der Schule gewesen war, denn er kannte ihn als einen üppigen und hartnäckigen Jungen. Da trat Wilhelm mit Thränen in den Augen hervor, und sagte: Ach lieber Herr Schullehrer, ich hab' es gethan, strafen Sie keinen Unschuldigen! Und hiermit erzählte er Alles, wie es gegangen war.

Um deiner Aufrichtigkeit willen soll dir verziehen seyn, sagte der Lehrer, ob du mir gleich einen ganzen Tag Arbeit gemacht hast, indem ich nun wohl 20 Vorschriften aufs neue schreiben muß, und ob es mir gleich sehr unangenehm ist, mein Tischchen so befleckt zu sehen. Aber nimm dir's zur Warnung, und sey künftig vorsichtiger!

Diese Sanftmuth des Lehrers that Wilhelm weher, als der unsanfteste Schlag. Sein einziger Gedanke war, wie er den Fehler wieder gut machen möchte. Sobald die Schule geendigt war, lief er zum Schreiner im Orte, und ersuchte ihn, doch gleich in die Schule zu gehen, und den Tisch mit dem Hobel wieder rein zu machen; dann aber eilte er nach Hause. Ach liebe Eltern, sagte er schluchzend, ich habe unsern Lehrer sehr betrübt! Aufrichtig erzählte er den ganzen Vorgang, und bath, daß sie doch dem guten Schullehrer seine Mühe vergelten möchten. Die Eltern verwiesen zwar ihrem Wilhelm die Unvorsichtigkeit, gaben ihm aber, da er des Nachmittags wieder zur Schule gieng, ein reichliches Geschenk mit, das er dem Lehrer mit traurig froher Miene überreichte. Ich habe auf keine Vergeltung meiner Mühe gerechnet, sagte dieser; aber als ein Beweis deines guten Herzens, lieber Wilhelm, macht mir das Geschenk wahre Seelenfreude. Sey künftig vorsichtiger, und bleibe immer so aufrichtig, als du heute warst. Wilhelm folgte dieser liebreichen Ermahnung, und wurde ein guter und glücklicher Mann.

50. Der Bienenstock.

Vater Biedermann hatte vier Kinder; sie hießen: Karl, Bernhard, Lotte und Hannchen. Eines Tages sagte er zu ihnen: hört Kinder, wer von euch morgen früh um sechs Uhr aufsteht, ohne daß ich ihn wecke, dem will ich

ein rechtes Fest machen. Die Kinder horchten hoch auf. Was denn für ein Fest, lieber Vater? fragte Lotte. Steh du nur zu rechter Zeit auf, ohne daß ich dich wecke, so wirst du erfahren, was es für ein Fest ist, sagte der Vater. O, ich will gewiß noch vor sechs Uhr aufstehen, ohne daß du mich weckst, rief Lotte, ich auch! ich auch! riefen alle.

Jetzt schlug die Glocke zehn. Nun war es Zeit, zu Bette zu gehen. Sie sagten alle dem Vater gute Nacht, und jedes Kind sprach dabey: du sollst sehen, Vater, daß ich morgen früh um sechs Uhr aus dem Bette seyn will. Nun legten sie sich zu Bette, und jedes sagte für sich, ehe es einschlief: halb sechs Uhr! halb sechs Uhr! Bernhard schrieb sogar mit Kreide über sein Bette: morgen um halb sechs Uhr steht Bernhard auf! Da sah man recht, daß der Mensch alles kann, was er recht ernstlich will. Kaum hatte es am andern Morgen ein Viertel auf sechs geschlagen, so waren schon alle Kinder munter. Jedes stand auf, zog sich an, und schlich sich zur Kammer hinaus, denn jedes glaubte das erste zu seyn. Aber fast zu gleicher Zeit kamen sie alle in der Wohnstube an. Guten Morgen riefen sie freudig eins dem andern zu. Nun, sagten sie, wollen wir doch sehen, was für ein Fest uns der Vater machen wird.

Sie giengen zum Vater. Ey, sprach dieser, wenn der Vater verspricht, den Kindern ein Fest zu machen, dann können sie alle aufstehen. Nun, ich halte Wort. Aber erst thut Kinder, was gute Kinder thun, sobald sie aus

dem Bette kommen. Da kämmten sie sich, wuschen sich die Hände und das Gesicht, und spülten den Mund mit frischem Wasser aus. Nun kamen sie wieder zum Vater, und Hannchen fragte ungeduldig, machst du uns nun ein Fest? Da ists! rief der Vater, und warf jedem Kind eine Kappe über den Kopf. Vor den Augen der Nase und dem Munde war ein Gitter von Drath, und der ganze übrige Kopf war mit einem Tuche bedeckt.

Merkt ihr was? sprach Bernhard zu den andern Kindern, der Vater schneidet gewiß Honig.

Richtig, sagte der Vater, gefällt euch dieser Spaß?

O ja! O ja! riefen alle, und folgten dem Vater, der nun auch eine Kappe über den Kopf nahm, und jedem Kinde etwas zu tragen gab. Bernhard trug eine Pfanne voll Kohlen, die glühend waren; Karl ein Büschel Wermuth, von den Mädchen jedes ein langes Messer, der Vater und die Mutter folgten mit einem Siebe und ein paar Schüsseln nach.

Jetzt kam der ganze Zug im Garten an, und nun gieng das Fest recht an. Der Vater machte das Haus auf, in dem die Bienen waren, und trug jeden Stock von seinem Platze weg; dann nahm er einen Büschel Wermuth, das er auf die Kohlen gelegt hatte, und ließ den Rauch davon in den Stock ziehen. Da zogen sich die Bienen zurück, und der Vater schnitt nun erst Wachs heraus, welches er in das Sieb legte, dann auch große Stücke Honig. Das

war eine Freude! Nun trug man den Honig in die Stube; die Kinder folgten und die Mutter holte Semmeln, auf welche sie Honig für die Kinder streichen wollte. Auch der Vater gieng fort und sagte: Kinder, nun mache ich euch noch ein Fest, ich lasse für euch Honig auf Semmeln streichen, aber nasche mir niemand.

Kein Kind naschte, außer Hannchen. Diese war lüstern, schlich sich an den Tisch, nahm ein Stück Honig aus der Schüssel, und steckte es in den Mund. Auf einmal schrie sie aber so schrecklich auf, daß es durch das ganze Haus schallte. Die Brüder und die Schwestern traten ängstlich um sie, und fragten: was fehlt dir, Hannchen? Vater und Mutter liesen herbey, und fragten: was fehlt dir? aber Hannchen hielt den Mund auf, und schrie, als wenn sie am Spiese stäcke. Die Mutter sah in den Mund, und siehe da! ein Bienchen saß ihr auf der Zunge, welches im Honig gewesen war, und mit den Stacheln an Hannchens Zunge hieng. Die Mutter nahm zwar die Biene weg, aber die Zunge schwoll so stark auf, daß Hannchen den ganzen Tag keinen Bissen essen konnte.

Die übrigen Kinder aßen ihre Semmeln mit Honig. Sie schmeckten ihnen sehr gut, und Karl sprach: das Fest, welches uns der Vater gemacht hat, gefällt mir.

Lotte sah durch das Fenster, und sah Minchen, des Nachbars Tochter, vorbey gehen.

Das

Das arme Minchen! sprach sie; ihr Vater hat keine Bienen, und kann ihr keinen Honig auf Semmeln streichen. Liebe Mutter, willst du Nachbars Minchen nicht auch ein paar Semmeln mit Honig geben.

Recht gerne, mein Kind, sprach die Mutter, gab ihr die Semmeln mit Honig, und Lotte trug sie zu Minchen. Was für eine Freude das Mädchen hatte! Wie sie Lottchen dankte! Und nun schmeckte Lottchen ihr Honig noch einmal so gut.

51. Aberglaube.

Ein Bauer hinterließ ein schönes Ackergut und nur einen Sohn.

Als der Vater noch lebte, ermahnte er den Sohn oft zur Arbeit, und sagte: „Hans, wer fleißig arbeitet, der hat Brod, aber der Faule muß darben.“ Doch Hans gieng lieber in die Schenke und hörte etwas Neues. Als der Vater todt war, da that Hans gar keine Ackerarbeit mehr, sondern kam nicht eher aus der Schenke weg, als bis er nach Hause zu Bette gieng. Einst kam ein Bergmann in die Schenke, ein listiger Betrüger. Hans sprach und trank mit ihm. Da merkte denn der Bergmann bald, daß Hans dumm und unwissend sey. Er fieng also vom Schatzgraben zu reden an, und rühmte, daß er verschiedene Schätze wüßte. Das gefiel Hansen wohl. Er bezahlte einen Krug Bier nach dem andern für den Bergmann,

und

und bey dem Trunke wurden sie recht vertraut. Da erfuhr Hans vom Bergmann, daß im nächsten Busche ein Schatz stände. „Bruder, sagte der Bauer, wenn du ihn weißt, warum hast du ihn denn nicht schon gehoben?“ „Ja, sagte der Bergmann, das geht nicht sogleich. Ich bin arm. Wenn ich drey und dreyßig Thaler, drey Groschen, drey Pfennige in Gold, Silber und Kupfergeld hätte, womit ich den Schatz heraufloсken könnte, dann wollte ich ihn gleich haben.“ Bruder, rief Hans voller Freuden, soviel habe ich eben in der Tasche, und wohl mehr. Ich habe heute ein Pferd verkauft. Eilf Dukaten, drey Silbergroschen und ein Kupferdreyer. Nicht wahr, das macht drey und dreyßig Thaler, drey Groschen, drey Pfennige, und ist dreyerley Geld? „Gut, sagte der Bergmann, um zwölf Uhr in der Nacht gehen wir hin, und du sollst die Hälfte vom Schatze haben, weil du das Geld hergiebst. Sie giengen also hin in den Busch. Der Bergmann nahm die drey und dreyßig Thaler, drey Groschen, drey Pfennige in Empfang; stellte Hansen an einen Eichbaum, und verbot ihm bey Lebensgefahr zu reden; gebot ihm dagegen, dort drey Stunden still zu stehen. Indem der Bauer still stand, gieng der Bergmann mit dem Gelde über die Gränze und davon. Am Morgen kam der Bauer, der lange gefroren und gewartet hatte, zu Hause, und wem er sein Unglück erzählte, der lachte ihn aus.

52. Die Kleinigkeit.

Kunz war leichtsinnig, und nahm nicht gern gute Lehren an. Einst hatte er an einem schwülen Tage sich sehr erhitzt. Ein kühler Gewitterregen erfolgte, und nun stellte sich Kunz, der seinen Rock ausgezogen hatte, unter den Thorweg in die Zugluft. Sein Herr warnte ihn vor der unausbleiblichen Verkältung; aber Kunz meynte, das wäre eine Kleinigkeit für ihn, er könne Alles ertragen. Des Abends hatte er schon den Schnupfen, und war so heiser, daß er nicht laut reden konnte. Sein verständiger Herr wollte ihn nun viel warmen Hollunderblüthen-Thee trinken, und früh zu Bette gehen lassen, damit durch die hergestellte Ausdünstung (denn Verkältung ist nichts anders, als gehemmte Ausdünstung) die größere Gefahr vermieden würde. Aber Kunz sprach: der Schnupfen ist eine Kleinigkeit, und der Hals wird sich schon von selbst wieder geben! Kurz, er achtete die Unpäßlichkeit so wenig, daß er noch den Abend ausgieng, und spät nach Hause kam. Aber am andern Morgen war er, auf eine unruhige Nacht, träge, und hatte unleidliche Kopfschmerzen. Nachmittags trat, mit einem Ekel am Essen, das Fieber ein; der Hals ward entzündet, und am vierten Tage starb Kunz an der Bräune oder Entzündung des Halses.

Die Verkältung war also keine Kleinigkeit.

53. Folgen der Geschwätzigkeit.

„Höre, Fritz! du solltest das Geld sehen, das

das mein Vater hat," sagte Philipp zu seinem kleinen Freunde. „Neulich bekam er 3000 Stück Thaler von Hamburg, wo man meinem Vater schuldig wär, und gestern bekam er schon wieder von Wien einen ganzen Klumpen Goldgeld, Luisd'or, Karoline und Dukaten, alles durch einander 2000 Stück." Ja, sagte Fritz, dein Vater ist ein reicher Mann, das weiß jeder. Ein in der Nähe stehender hübsch gekleideter Mann vernahm, was die kleinen Freunde sprachen. Lächelnd näherte er sich dem kleinen Plauderer, blieb vor ihm stehen, und sagte: „Sie thun gewaltig groß mit den Reichthümern ihres Vaters; aber wer wird ihnen glauben? Ich glaubs nimmermehr." Philipp gerieth in Eifer. „Wohl ist es wahr, rief er, wohl hat mein Vater neulich 3000 Thaler, und gestern 2000 Goldstücke eingenommen! Ich lüge nicht!" Ha! versetzte der Unbekannte, wenn das wahr ist, was sie erzählen, so weiß ich nicht, wo ihr Vater endlich mit alle dem Geld hin will; er muß ja eine eigene Geldkammer mauern lassen." „O, rief Philipp, damit hats keine Noth! Unser hinterstes Gewölbe ist dazu groß genug; dort steht ein Schrank mit vielen Fächern. In diesen legt der Vater sein Geld. Die 2000 Goldstücke und die 3000 Thaler hat er auch da hinein gelegt. Ich hab es mit meinen eigenen Augen gesehen." „Aber wenn nun Diebe in dieses Gewölbe einbrächen?" sagte der Unbekannte. „O, damit hat es nichts zu sagen, versetzte Philipp. „Ihr Papa läßt also wohl das Gewölbe bewachen? oder es schlafen wohl viele

Men=

Menschen in der Nähe desselben?" „Keines von beyden," erwiederte der Plauderer. — Der Fremde zog jetzt eine messingene Sonnenuhr hervor. „Ich muß sehen, wie viel die Uhr ist; ich habe mich hier wohl schon zu lange verweilt," sagte er. Philipp hatte noch nie eine solche Uhr gesehen, und bezeigte daher seine Freude darüber. „Wenn ihnen, junger Herr, versetzte der Besitzer der Uhr, etwas daran gelegen ist, so nehmen sie dieselbe hin. Ich habe dergleichen mehrere." Philipp nahm sie mit vielem Danke an, lobte die Artigkeit des Gebers, und gieng vergnügt nach Hause.

Nach 3 Tagen, als schon Alle in dem Hause des Herrn Neuberg (so hieß Philipps Vater) schliefen, hörte Herr Neuberg, der noch auf war, um einige Briefe zu schreiben, ein kleines Getöse in dem Gewölbe. Er horchte auf. Das Getöse verlor sich, und es war wieder eine Zeitlang ganz stille. Bald aber vernahm er ein stärkeres Gepolter. Was hat das zu bedeuten? dachte Herr Neuberg bey sich selbst. Nun weiß ichs! Als ich heute in dem Gewölbe war, schlich sich der Kater hinein, der ist da geblieben und jagt nun Mäuse. Doch nahm er das Licht, und begab sich dahin. Es wurde wieder still. Er schloß auf. Himmel, welch ein Schrecken für ihn! Er erblickte 12 vermummte Männer, mit Flinten, Aexten, Säbeln, Knitteln und Blendlaternen. Er wollte entspringen und Lärm machen; allein ein paar der Diebe ergriffen ihn, verbanden ihm mit einem Tuche den Mund, und knebelten ihn an eine gemauerte

Säu-

Säule fest. Er konnte sich kaum bewegen. Drey Diebe standen neben ihm; der eine hielt einen bloßen Säbel über seinem Kopfe, der andere eine Pistole an seine Stirne, und der dritte eine Flinte an seine Brust. Die andern erbrachen alle Schränke, die in dem Gewölbe standen, und nahmen die darin befindlichen Schätze. Herr Neuberg mußte dieses geschehen lassen; aber ihr könnt denken, wie schmerzhaft es ihm war. Als die Räuber nichts mehr fanden, stiegen sie zu den Fenstern hinaus und entwischten. Der Anführer trat, als er das Gewölbe auch verlassen wollte, zu dem Herrn Neuberg, und sagte: „An diesem ihrem Unglücke ist ihr Sohn schuld. Hätte der es uns nicht gesagt, daß sie hier so vieles Geld liegen hätten, so wäre es uns nicht eingefallen, sie zu berauben. Wenn sie ihren Sohn darüber besprechen, so erinnern sie ihn nur an den Mann, der ihm vor 3 Tagen eine Sonnenuhr gegeben hat. Der bin ich.“ Hierauf stieg er auch zum Fenster hinaus und verschwand mit seiner Bande.

Am andern Morgen suchte man den Herrn Neuberg im ganzen Hause. Endlich fand seine Frau ihn in dem Gewölbe. Wie erschrak sie, als sie ihn mit Stricken festgeknebelt und die Schränke erbrochen und ausgeleert sah! Ihre Glieder zitterten. Sie rief die Hausleute zusammen. Man band Herrn Neuberg los, der nun die ganze traurige Geschichte erzählte. Er untersuchte die Sache, und fand, wie der Räuber gesagt hatte, daß sein Sohn der Urheber

seines Unglücks sey. Er ward durch Philipps Geschwätzigkeit ein armer Mann.

54. Erkenntlichkeit.

Gewisse Völker fanden vormals vieles Vergnügen an den Thiergefechten, die darin bestanden, daß Verbrecher oder geschickte Kämpfer dazu verurtheilt oder befehligt wurden, mit wüthenden Thieren, auf dazu eingefriedigten Plätzen, um Tod und Leben zu kämpfen. Auch die Römer fanden in alten Zeiten Vergnügen an dieser barbarischen Sitte.

Bey einem Thiergefechte, das einst unter ihnen angestellt wurde, zeichnete sich, unter andern wilden Thieren, vorzüglich ein sehr schrecklich wüthender Löwe aus. Sein furchtbares Ansehen, seine ungeheure Gestalt, sein furchtbar lautes Brüllen, und die um seinen Hals fliegende lange Mähne, lenkten die Augen und die Aufmerksamkeit aller Zuschauer auf ihn. Unter den zum Tode verurtheilten Personen, ward auch Androclus, der Knecht eines vornehmen Herrn, auf den Kampfplatz geführt. Sobald der Löwe diesen von Ferne sah, stand er plötzlich still, gleichsam als wenn er sich verwunderte; gieng darauf langsam, Schritt vor Schritt, auf ihn los, und schien ihn zu kennen. Er bewegte, wie ein schmeichelnder Hund, den Schwanz, lehnte sich an ihn, und leckte dem, der schon vor Furcht halb todt war, Hände und Füße. Androclus faßte unter den Schmeicheleyen dieses fürchterlichen Thieres wieder Muth, richtete sei-

ne

ne Augen auf dasselbe, betrachtete es, und siehe da! — man hatte das angenehmste Schauspiel. Der Löwe und der Mann erkannten sich, freuten sich, und bezeigten einander ihre Freude. Die Zuschauer waren vor Verwunderung ausser sich, und der Kaiser ließ Androclus vor sich kommen und fragte ihn, warum dieser wüthende Löwe ihn allein verschont habe. Androclus antwortete. „Da mein vormaliger Herr Afrika beherrschte, ward ich durch seine täglichen ungerechten Mißhandlungen zur Flucht gezwungen. Um mich sicher vor ihm zu verbergen, nahm ich meine Zuflucht zu den weiten sandigen Wüsteneyen, mit dem Entschlusse, falls ich nichts zu essen finden sollte, mir auf irgend eine Weise das Leben zu nehmen. In der brennenden Mittagshitze kam ich zu einer verborgenen Höhle, gieng hinein und verbarg mich daselbst. Nicht lange nachher kam dieser Löwe mit einem kranken und blutigen Fuße eben dahin. Er stöhnte und wimmerte jämmerlich vor Pein und Schmerzen. Ich erschrak und zitterte zuerst bey Anblick dieses Thieres; da er aber in die Höhle, welche seine Wohnung war, hinein kam und mich darin antraf, trat er liebreich und freundlich zu mir, hob seinen Fuß auf, zeigte und reichte ihn mir, als ob er mich um Hülfe bäte. Ich zog ihm darauf einen großen Splitter aus seiner Fußsohle, drückte den Eiter, der die Wunde anfüllte, rein aus, und trocknete endlich ohne mehrere Furcht das Blut ab. Nachdem er hiedurch große Erleichterung empfunden hatte, legte er sich nieder, ließ den Fuß in meinen Händen,

und schlief ein. Von dem Tage an habe ich mit diesem Löwen 3 Jahre in der Höhle gelebt, und mit ihm einerley Nahrung genossen. Von allem Wilde, das er auftrieb, brachte er mir die fettesten Stücke, die ich an der Sonne dörrte und aß. Da ich aber endlich dieses Lebens überdrüßig war, verließ ich einst, da der Löwe auf die Jagd gegangen war, die Höhle. Nach einem Wege von ungefähr 3 Tagen sahen mich die Soldaten, die mich ergriffen und aus Afrika nach Rom zu meinem Herrn führten. Dieser verurtheilte und bestimmte mich zum Kampfe mit wilden Thieren. Nun merke ich wohl, daß der Löwe, der mich heute so großmüthig behandelt hat, der Löwe aus Afrika ist, bey dem ich drey Jahre unter einem Dache lebte, und der auf dieselbe Weise wie ich, durch Gefangenschaft, hieher gekommen seyn muß.

Jederman bat hierauf, daß Androclus losgegeben, und ihm die Strafe erlassen werden möchte. Es geschah und der Löwe wurde ihm geschenkt. Man sah seit dieser Zeit oft den Androclus mit dem Löwen an einem dünnen Riemen durch die Strassen der Stadt Rom gehen. Jederman beschenkte den Mann, bestreute den Löwen mit Blumen, und alle, die ihm begegneten, sagten: „Dieß ist der Löwe, der einen Menschen beherberget hat, und dieser Mensch ist der Arzt eines Löwen gewesen.“

55. Die Kaffergesellschaft.

Ein unschuldiges Landmädchen kam zum Besuche in eine große Stadt. Da gab es denn,

wie

wie natürlich, viel anzustaunen; schwerlich aber werdet ihr es errathen, was es eigentlich war, worüber das gute Mädchen sich am meisten verwunderte. War es die prächtige Hauptkirche? Das Schauspiel? Der Hofgarten? Das alles nicht, wie ihr gleich hören werdet. Bey einem Kaffeebesuch, wozu sie gebeten war, hörte sie wohl eine Stunde lang über eine gewisse Luise unaufhörlich spotten. Jede von der Gesellschaft wußte eine andere Lächerlichkeit oder Einfalt von ihr, und so oft ein neues Stückchen zum Besten gegeben war, so brach die junge Lästerbande in ein kickerndes Gelächter aus. Das unschuldige Landmädchen hatte in ihrem elterlichen Hause und bey ihren benachbarten Freundinnen nie einen ähnlichen Muthwillen auf Kosten fremder Ehre mit angehört, und war daher voll innerer Unruhe während der lieblosen Unterhaltung. Sie glaubte sich schon durch das Zuhören zu versündigen. „Ach, du arme Luise, solltest du hören, wie unbarmherzig man dich richtet!“ rief sie einigemal laut aus. Das aber machte die Gesellschaft nicht irre. Plötzlich klopfte etwas an die Thüre. Ein ganz einfach angekleidetes hübsches Mädchen trat herein. Alle sprangen auf und bewillkommten es mit einem feurigen Kuße. „Nun das ist doch schön, du liebe Gute, daß wir dich auch einmal bey uns sehen!“ sagte die Eine. „Ey nein, man sollte dir gar nicht mehr gut seyn, du Böse, weil du dich so rar machst!“ sagte die andere; und so gab jede auf eine andere Weise die bisherige Sehnsucht nach ihr, und das Angeneh-

me der jetzigen Ueberraschung zu erkennen. Das gute Landmädchen war daher über die Bekanntschaft mit einer so geliebten und geschätzten jungen Person nicht wenig erfreut; eine besonders gute Meynung aber faßte es von ihr, als es bemerkte, daß in ihrer Gegenwart niemand das Herz hatte, das lieblose Gespräch über die arme Luise fortzusetzen. Es betrübte sie daher sehr, daß das so freudig empfangene Mädchen nach wenigen Minuten schon wieder weggieng, weil es zum längern Ausbleiben keine elterliche Erlaubniß hatte. Wie erstaunt war aber das unschuldige Dorfmädchen als es nun erfuhr, daß die so eben abgegangene keine andere sey, als die unmittelbar vor ihrer Ankunft so lieblos verspottete Luise. Noch höher stieg ihr Befremden, als nun das Lachen von neuem angieng, und selbst über das wirklich anständige Benehmen Luisens, während ihrer kurzen Anwesenheit, gespottet wurde. Da konnte sich das Landmädchen nicht länger halten. „Gott behüte mich vor eurer Freundschaft und Feindschaft!" rief sie mit Unwillen aus, „wie wird es mir ergehen, wenn ich wieder in mein Dörfchen zurückgekehrt bin? Der Aufenthalt unter so unedlen Menschen, die sie bis dahin für ihre Freundinnen gehalten hatte, war ihr von dem Augenblicke an so zuwider, daß sie den Abgang des Postwagens kaum erwarten konnte, der sie in ihr frommes elterliches Haus und zu ihren tugendhaften Freundinnen zurück brachte.

56. Wie gut es ist fleißig zu seyn.

An einem Sommermorgen saß Otto Bayer mit Frau und Kindern und Gesinde und speisete sein Frühstück. Alle waren vergnügt; jedoch war keines so heiter als seine Tochter Mathilde, ein Mädchen von zehn Jahren, welches bey jedem Bissen, den sie nahm, ihre freundlichen und frohen Blicke bald dem Vater bald der Mutter zuwandte. „Du bist gewiß gestern recht artig und fleißig gewesen," sprach der Vater, „weil du heute so vergnügt bist." „Kann wohl seyn," erwiederte Mathilde mit einem schelmischen Lächeln, und in einem Huy war sie in dem kleinen Kämmerchen neben der Wohnstube. Bald kam sie wieder heraus mit einem Hemd, das die Mutter ihr gestern zu nähen gegeben, und worüber sie geklagt hatte, daß sie damit nicht fertig werden könnte. „Nähe nur fleißig und anhaltend, meine Tochter — sprach die Mutter — so wird es schon gehen." Mathilde gehorchte sonst immer der Mutter mit Freuden; hier aber schien es ihr unmöglich. Sie weinte und nähete; jedoch nähete sie ununterbrochen fort, ohne vom Stuhle aufzustehen, ohne aus dem Fenster zu sehen, ohne zu spielen, wozu ihr kleiner Bruder Erich sie verschiedene Mal zu verführen suchte; und siehe! schon vor Abend war sie fertig; und jetzt erfreuete sie die Eltern durch diesen Beweis ihres anhaltenden Fleißes. Siehe Vater — sprach sie — dieß nähete ich gestern; was sagst du jetzt von deiner Mathilde? Nicht wahr, liebe Mutter, als du mirs gestern zu nähen gabst, glaubte ich es sey unmöglich,

 da-

damit fertig zu werden; und doch ward ichs, und zwar bey guter Zeit. Ach wie froh ist Mathilde jetzt, weil sie der Mutter gehorchte und fleißig nähete. Wie gut ist es doch fleißig zu seyn! Allezeit lieber Vater, allezeit liebe Mutter will ichs seyn!" Die Eltern umarmten die gute Tochter, küßten sie und gaben ihr die Ermahnung, ihr Versprechen zu halten; weil sie dann, wenn sie größer geworden wäre, ein geschicktes Mädchen seyn, ihren Eltern Freude machen, von Andern geliebt werden und glücklich seyn würde.

57. Die vornehmsten Wahrheiten.

Wir Menschen bestehen aus zwey Theilen, aus Seele und Leib. Die Seele sieht, hört, schmeckt, riecht, fühlt durch den Leib, namentlich durch die Augen, die Ohren, die Zunge, die Nase und die Glieder.

Wenn die Seele den Leib verläßt, so wird dieser kalt, steif und todt, und wird wieder zu Staub. Die Seele stirbt aber nicht, sie lebt bey Gott und genießt nach diesem Leben viel Freude, wenn der Mensch hier gut und Gott gehorsam gewesen; oder sie wird bestraft, wenn der Mensch auf der Erde böse und Gott ungehorsam war.

Wir Menschen sind von Gott erschaffen. Er hat Alles gemacht. Er ist allmächtig, Er kann thun Alles, was Er will.

Er ist allwissend, Er sieht und hört Alles; Er weiß Alles, was wir thun; darum müssen

wir das Böse meiden und das Gute thun. Er freuet sich über uns, wenn wir Gutes thun, und Ihm gehorsam sind. Er ist mit uns unzufrieden, wenn wir Ihm nicht gehorchen. Er hört Alles, was wir sagen; Er weiß Alles was wir denken.

Wir müssen Ihm danken und ihn preisen für alles Gute, das Er uns erweiset. Täglich müssen wir zu Ihm beten, daß Er uns liebe, und fortfahre wohl zu thun.

Wenn wir so leben, daß der liebe Gott ein Wohlgefallen an uns haben kann, so kommen wir nach dem Tode zu Ihm in den Himmel.

58. Morgenlied.

Die Schöpfung lacht,
Der Wald erwacht,
Und alle Vögel loben
So wunderschön
In Wald und Höh'n
Den guten Vater droben.

Ihn lobt die Flur,
Und die Natur
Singt ihrem Schöpfer Lieder.
Er ist so treu,
Und immer neu
Kommt seine Güte wieder.

59. Geschwisterliebe.

Ein Vater starb, und ließ bey seinem Sterben

Drey Söhne seine Güter erben.
Nach kurzer Zeit kam Krieg ins Land,
Und weit und breit gabs Mord und Raub und
Wüsteneyen.

Zwey Brüder von den dreyen
Verloren durch der Feinde Wuth
Ihr Haus und Hof und Hab' und Gut.
Der dritte hörts und sprach: „Ich will den
Segen,
Den ich, seit unser Vater starb,
Durch Glück gewann, durch Fleiß erwarb,
Zu dem geerbten Drittel legen;
Und dann — — Sie sollten elend seyn?
Sie, meine Brüder? Ich allein
Der Glückliche? Verarmte Brüder
Kommt theilt von Neuem!" Und sie theilten
wieder.

60. Pflicht gegen das Thier.

Der weise Schöpfer, dessen Ruf
Einst mächtig scholl: Es werde!
Und alle Weltbewohner schuf,
Bestimmte diese Erde
Nicht für die Menschen nur allein;
Auch Thiere schuf er groß und klein,
Des Lebens sich zu freuen.

Sein Wille war, daß ihre Zahl
Sich allenthalben mehre.
Sie füllten Wälder, Berg und Thal,
Und Seen, Flüß' und Meere;
Belebten hier die hohe Luft,

Und

Und dort der Erde tiefste Kluft,
Und freuten sich des Lebens.

Das kleinste Thier betritt die Welt
Mit mir auf gleiche Weise,
Es fühlt sein Daseyn und erhält
Sich auch mit Trank und Speise.
Hat eben so wie ich ein Herz,
Hat Sinneskraft, fühlt Lust und Schmerz,
Verläßt, wie ich, das Leben.

Dem, der für Alles Sorge trägt,
Dem Schöpfer aller Dinge,
Ist nichts, was auf der Welt sich regt,
Zu klein und zu geringe.
Er, dessen Huld kein Engel mißt,
Er, der des Menschen Vater ist,
Ist auch des Wurmes Schöpfer.

Und er, der alle Wesen liebt,
Er sollte mir erlauben,
Dem Thiere das, was er ihm giebt,
Gedankenlos zu rauben?
Was gäbe mir wohl den Beruf,
Ein Wesen, das die Allmacht schuf,
Leichsinnig zu zerstören?

Nein, kein Geschöpf, das mit mir lebt,
Darf ich aus Frevel quälen:
Mag auch, was mich zur Menschheit hebt,
Mag die Vernunft ihm fehlen!
Sie macht mich zu der Gottheit Bild;
Doch lehrt sie mich auch göttlich mild
Glück um mich her verbreiten.

Vernunft, du sollst mich immer mehr
Die wahre Weisheit lehren;

In

In der Geschöpfe großem Heer
Den Schöpfer zu verehren.
Wer stolz ein Mitgeschöpf verschmäht,
Das unter Gottes Aufsicht steht,
Entehrt auch seinen Schöpfer.

61. Der Fischweiher.

Herr Herbst hatte einen Weiher, in welchem viele Karpfen und Schleien waren. Wenn er nun seinen Kindern eine Freude machen wollte, so gieng er mit ihnen an den Weiher, jedes nahm ein Stück schwarzes Brod mit, und dann brachen sie davon, warfen es in das Wasser, und die Fische schnappten es weg. Da saßen sie nun oft eine Stunde lang, und sahen zu, wie die Fische auf und ab schwammen, die Käfer, die im Wasser leben, hin und herfuhren, hie und da ein Frosch den Kopf aus dem Wasser steckte, und — husch! wieder hinunter war, wenn ihm ein Kind zu nahe kam.

Da wünschten die Kinder oft, wenn ich nur einmal so ein Thier fangen, und in der Nähe sehen könnte! Herbst ließ es aber nie zu, daß ein Kind darnach greifen durfte. War dieß wohl recht? ich glaube wohl. Ein Kind ist kein Frosch und kein Fisch, die im Wasser leben. Wenn eins von ihnen in das Wasser fiele, so wäre es aus mit ihm.

Einmal sprach auch Herr Herbst: wollen wir nach dem Weiher gehen? Ja! ja! riefen alle, und zogen fröhlich mit ihm fort. Bernhard sprang voraus, und kam zuerst bey dem Weiher an. Kaum war er da, so drehete er

sich um, und rief den andern Kindern zu: Karl! Hanne! Lotte, der Vater macht einen Spaß! kommt geschwind herbey! Da lief Alles, was laufen konnte. Tausend! was war da! Das Wasser war aus dem Weiher abgelassen, und auf dem Boden wimmelte es von großen und kleinen Thieren. Hier zappelte ein großer Karpfe, dort ein paar Schleien, die sich in den Schlamme einzuwühlen suchten; Krebse, Frösche, Käfer, Larven u. s. w. bedeckten den Boden des Teichs. Kurz, der ganze Schlamm lebte.

Da hätte man die Freude der Kinder sehen sollen. Eins rief: Vater, sieh den schrecklich großen Frosch! Ein anderes: Lotte! Lotte! komm geschwind her, und sieh den Krebs! Hannchen rief: o, wer holt mir den Käfer! Sieh, Bernhard, dort nicht weit von dem Karpfen; er hat einen gelben Saum um die Flügel.

Endlich fing Bernhard an, und sagte: ach lieber Vater! wenn du uns eine rechte Lust machen willst, so laß uns in den Weiher gehen; und alle stimmten bey: lieber Vater! thu es doch! da wollen wir Fische, Krebse und Frösche fangen. Das soll eine rechte Lust seyn.

Nun so geht denn hinein! sprach der Vater; ziehet aber erst Schuhe und Strümpfe aus, leget die obern Kleider ab, in denen die Arme stecken, und streift die Aermel auf, damit ihr die Kleider nicht zu schmutzig machet. Dort stehen die Körbe, in welche die Fische kommen sollen, hier ist ein Korb für die Krebse, und da einige Töpfe, in welche ihr die Frösche, Lar-

ven,

ven, und was sonst noch im Schlamme lebt, werfen könnt. Was für eine Freude war dieß! Hundert und mehr mal zogen sonst die Kinder Schuh und Strümpfe aus, wenn sie ins Bett giengen; so schnell wurden sie aber nie fertig, als dießmal. Kaum hatte es der Vater gesagt, so war auch schon Alles fertig, und sprang in den Teich. Das war eine Lust! So oft ein Kind einen Fisch, Frosch, Krebs oder eine Larve fing, jauchzte es, und machte seinen Fang den übrigen kund.

Zwey Stunden lang erlaubte ihnen der Vater diese Lust; dann klatschte er in die Hände, und befahl, daß sie nun aus dem Weiher kommen sollten. So schnell gieng es aber nicht heraus, als hinein; jedes hatte noch etwas zu fangen. Eins rief: nur den Krebs noch! das andere: nur den Karpfen noch, lieber, guter Vater! Aber der Vater sagte: eins! zwey! drey! und dieß war das Zeichen, daß die Kinder folgen mußten. Sie sprangen also heraus. Aber wie sahen sie aus! über und über waren sie mit Schlamm bedeckt, und man konnte sie weiter riechen als sehen.

Dieß hatte die Mutter vorausgesehen, deswegen hatte sie andere Wäsche und Kleidung holen lassen. Der Vater führte sie nun alle zu einem Bache, wo sie ihre Füße, Hände, Arme und Gesicht waschen mußten. Dann nahm jedes Kind seine Wäsche und Kleidung, gieng in einen Busch und zog sich an. Jetzt waren sie alle fertig.

Nun

Nun Kinder! sprach der Vater, ihr fingt heute viele Thiere; haben sie euch Schaden gethan?

Nein! sagten alle.

Glaubt ihr denn, daß ihnen in diesen Töpfen oder Körben wohl ist?

Bernhard. Das glaube ich nicht.

Vater. Nun so ist es auch nicht recht, daß wir sie lange leiden lassen. Christoph! (so hieß der Fischer, der das Wasser aus dem Weiher ließ) bringt mir alle die Thiere her, welche die Kinder fingen, daß ich über sie Gericht halte. Ihr, meine Kinder, Bernhard, Karl, Lotte und Hanne, und du, gute Frau! setzt euch alle um mich, und gebt Acht, ob ich recht richte. Bernhard! wenn ist es mir erlaubt, ein Thier zu tödten?

Bernhard. Wenn es dir schadet.

Vater. Da darf ich also die Kuh nicht tödten lassen; denn diese schadet mir ja nicht?

Bernhard. Ja, die müssen wir tödten lassen, damit wir ihr Fleisch essen können.

Vater. Also darf ich ein Thier tödten, wenn es mir schadet, oder wenn ich sein Fleisch essen kann. Aber warum tödtet man denn den Wallfisch? Der schadet ja nicht und man ißt ihn auch nicht.

Bernhard. Dieß ist wohl wahr; aber man nutzt doch sein Fett.

Lotte. Und das Fischbein.

Vater. Also haben wir zwey Fälle, in denen es recht ist, Thiere zu tödten: wenn sie uns im Leben schaden, oder wenn sie uns nützen,

tzen, wenn sie todt sind. Nun laßt uns diese Thiere alle vor Gericht bringen, und sehen, ob wir ein Recht haben, sie zu tödten. Hier stehen erstlich zwey Körbe voll Karpfen. Haben sie uns Schaden gethan?

Alle. Nein!

Vater. Nützt es uns, wenn wir sie tödten?

Bernhard. Ich denke ja! Wir können sie essen und ihr Fleisch schmeckt gut.

Vater. So ist es ja wohl auch mit den Schleien und den Krebsen? Mögt ihr sie wohl essen?

Lotte. Versuch es nur Mutter, und siede welche; du sollst sehen, daß sie uns recht gut schmecken werden.

Vater. Nun so sollen sie alle sterben! Weil wir sie aber doch nicht alle auf einmal essen können, so sorgt dafür, Christoph, daß sie in den Kasten, den ich für die Fische und Krebse habe, gethan werden. Die Mutter wird schon darauf sehen, daß sie nicht Noth leiden, und täglich ihr Futter haben. Nun kömmt die Reihe an die Frösche. Haben sie uns Schaden gethan?

Alle. Nein! nein!

Vater. Nützt es uns, wenn wir sie tödten? Soll sie euch die Mutter vielleicht braten?

Hannchen. Pfuy! ich mag keinen Frosch essen. Willst du, Lotte?

Lotte. Ich will Andern die Frösche lassen. Ich lobe mir dafür die Krebse.

Va-

Vater. Nun so mögen denn die Frösche leben.

Eben so sprach man auch die Larven und die Käfer frey vom Tode. Herr Herbst nahm dann von jeder Art dieser Thiere eins, zeigte es den Kindern und sagte ihnen, wie es lebe, sich nähre, und was es nütze.

Da dieß vorbey war, sprach der Vater: Nun Kinder, weil uns denn alle diese Thiere durch ihr Leben nicht schaden, und durch den Tod nicht nützen; so gebt ihnen die Freiheit.

Ja! ja! riefen alle, das wollen wir thun!

Nun gieng es wieder dem Weiher zu, und alle Töpfe, in welchen diese Thiere waren, trugen sie dahin, und leerten sie aus. Das war ein Spaß über alle Späße. Wie freueten sich die Kinder, da sie diese Thiere im Weiher herumkriechen und hüpfen sahen.

Jetzt sollte der Zug nach Hause gehen. Ehe der Vater aber fortgieng, fragte er Bernharden: haben wir diese Thiere wohl in den Weiher gethan, daß sie sterben, oder daß sie leben sollen?

Daß sie leben sollen, war Bernhards Antwort. Nun, sagte der Vater, so müssen wir auch dafür sorgen, daß sie leben können. Er ließ darauf das Loch zustopfen, durch welches das Wasser abfloß, und bald fieng das Wasser im Weiher wieder an zu steigen; und alle diese Thiere waren in dem Wasser lustig.

Nun gieng es nach Hause. Die Mutter, die voraus war, hatte eine gute Mahlzeit, unter andern auch eine Schüssel voll Krebse gekocht. Diese schmeckten den Kindern herrlich,

lich, weil sie sich zuvor ein paar Stunden in freyer Luft bewegt hatten.

Da sie satt waren, sagten sie alle: wir danken dir, Vater; du hast uns heute ein rechtes Fest gemacht!

62. Der Hirt.

An einem schönen Morgen sah ein Hirt sein Vieh vor sich weiden. Er hatte eben den 10ten Psalm gelesen; denn er führte oft die heil. Schrift bey sich. Da waren in seinem Gemüthe fromme Gedanken und Vorsätze entstanden. „Gott," sprach er für sich, „Gott! wie herrlich und gut bist du! Wie schön ist Alles, was du gemacht hast! Wie glücklich bin ich, daß ich dich preisen kann! Ich bin hier ganz allein: aber du Herr siehest, und kennest mich. Nun will ich auch in meinem Amte treu seyn, Schaden verhüten, und Gutes thun; denn das ist dein Wille. Und womit kann ich Armer meinen Dank gegen dich besser beweisen, als durch aufrichtigen Gehorsam?" Da gieng er hin und reinigte die jungen Satzweiden von Wasserzweigen, und dieienigen, welche zu locker standen, trat er fest. Wo er auf den Wiesen Maulwurfshügel antraf, da stellte er Fallen und fieng die schädlichen Thiere; denn er konnte gut damit umgehen. Er schnitt sich Zweige, besserte schadhafte Zäune aus, band junge Bäume, die der Wind hin und her wehete, an ihre Pfähle fest, und suchte gute Kräuter für die Kranken im Dorfe. Sein Vieh beobachtete er sorgfältig, daß

es

es keinen Schaden that, nicht aus faulen Pfützen trank, oder sonst verunglückte. Kurz, er dachte mit großem Ernste darauf, daß er Gutes thäte. Das gefiel den Leuten im Dorfe sehr wohl, und sie ließen ihn keine Noth leiden, da er alt und schwach wurde.

63. Gott hat Alles wohl gemacht.

Sohn! mit Weisheit und Verstand
Ordnete des Schöpfers Hand
Alle Dinge. — Sieh umher!
Keines steht von ungefähr,
Wo es steht. — Das Firmament,
Wo die große Sonne brennt,
Und der kleinste Sonnenstaub,
Deines Athems leichter Raub,
Trat auf Gottes mächtig Wort
Jegliches an seinen Ort.
Alles ist in seiner Welt
Ganz vollkommen; dennoch hält
Mancher Thor es nicht dafür,
Meistert wohl gar Gott in ihr.

So ein Thor war jener Mann,
Den ich dir nicht nennen kann,
Der, als er an schwachen Ranken
Einen Kürbis hangen sah,
(Groß und schwer, wie deiner da,
Den du selbst gezogen hast,)
Den verwegenen Gedanken
Hegete: Nein, solche Last
Hätt' ich an so schwaches Reis
Wahrlich doch nicht aufgehangen!

Man-

Mancher Kürbis, gelb und weiß,
Hätte wahrlich besser Raum
An dem hohen Eichenbaum,
Und daran müßt' er mir prangen!
Also denkend geht er fort,
Und gelanget an den Ort
Einer Eiche; — lagert sich
Längelang in ihren Schatten,
Und schläft ein . . .
Die Winde hatten
Manche Woche nicht geweht:
Aber als er schläft entsteht
In der Eiche hohem Wipfel
Ein Gelispel; — starke Weste
Schüttelten die vollen Aeste;
Und es stürzt von dem Bewegen
Prasselnd ein geschwinder Regen
Reifer Eicheln von dem Gipfel.
Viele liegen auf dem Grase:
Aber eine fällt gerade
Unserm Tadler auf die Nase.
Plötzlich springt er auf, und sieht,
Daß sie blutet. „Dieser Schade
Geht noch an" — denkt er, und flieht,
Und bereuet auf der Flucht
Den Gedanken, welcher wollte,
Daß der Eichbaum eine Frucht
Gleich dem Kürbis tragen sollte.
„Traf ein Kürbis mein Gesicht,"
Spricht er, „nein, so lebt' ich nicht!
„O wie dumm hab' ich gedacht!
Gott hat Alles wohlgemacht!"

64. Der Schein betrügt.

Ein Zeisig war's und eine Nachtigall,
Die einst zu gleicher Zeit vor Damons Fenster
hiengen.
Die Nachtigall fing an, ihr göttlich Lied zu
singen;
Und Damons kleinem Sohn gefiel der süße
Schall.
„Ach, welcher singt von beyden doch so schön?
Den Vogel möcht ich wirklich sehn!"
Der Vater macht ihm diese Freude,
Er nimmt die Vögel gleich herein.
Hier, spricht er, sind sie alle beyde;
Doch welcher wird der schöne Sänger seyn?
Getraust du dich, mir das zu sagen?
Der Sohn läßt sich nicht zweymal fragen,
Schnell weist er auf den Zeisig hin;
Der, spricht er, muß es seyn, so wahr ich
ehrlich bin!
Wie schön und gelb ist sein Gefieder!
Drum singt er auch so schöne Lieder;
Dem andern sieht mans gleich an seinen Fe-
dern an,
Daß er nichts kluges singen kann.

65. Wollen, sollen, müssen, können.

Wer hungrig ist, will essen; wer durstig ist, will trinken; wer müde ist, will ausruhen; wer neugierig ist, will Alles wissen und Alles sehen; wer mitleidig ist, will gerne dem Unglücklichen helfen; wer eigensinnig ist, will immer seinen Willen haben; wer zänkisch ist, will

nicht

nicht in Frieden leben; wer friedfertig ist, will nicht zanken; wer krank ist, will gesund werden; wer gefallen ist, will wieder aufstehen; wer undienstfertig ist, will Andern keinen Dienst erzeigen.

Wer nichts weiß, soll etwas lernen; wer krank ist, soll sich des Essens enthalten; wer nicht arbeiten mag, soll auch nicht essen; wer seinen Eltern und Lehrern nicht gehorcht, soll Strafe leiden; wer nicht hören will, wenn man ihn ermahnt, soll fühlen.

Wer sich beschmutzt hat, muß sich waschen; wer gesund bleiben will, muß mäßig essen und trinken; wer etwas lernen will, muß fleißig und aufmerksam seyn; wer gut schlafen will, muß am Tage fleißig arbeiten, und weder zu viel essen noch zu viel trinken; wer bey seinen Hausgenossen beliebt seyn will, muß dienstfertig, aufrichtig und freundlich seyn; wer etwas begreifen will, muß nachdenken; wer sich nicht verirren will, muß nach dem rechten Wege fragen; wer satt werden will, muß essen; wer gelobt seyn will, muß sich anständig und vernünftig betragen; wer seinen Eltern Freude machen will, muß in der Schule fleißig, zu Hause sittsam und gehorsam, und bey fremden Leuten artig seyn; wer seine Kleider lange haben will, muß sie schonen, und reinlich halten; wer schnell nach einem Orte hinkommen will, muß eilen und nicht säumen.

Wer viel Geld einnimmt, kann auch viel Geld ausgeben, oder auch etwas ersparen; wer ein Handwerk gelernt hat, kann sich selbst

er=

nähren; wer krank und schwach ist, kann sich nicht selbst ernähren; wer in der Schule nicht fleißig und aufmerksam ist, kann nichts lernen.

66. Zur Feyer der Befreyung Deutschlands, am 18. Oktober 1813.

Sey hoch uns gefeyert, der Deutschen Tag,
Du Tag des Siegs, der Befreyung!
Du tilgtest die lange, die blutige Schmach,
Des deutschen Bodens Entweihung,
Du brachst der Fremdlinge Stolz und Glück,
Und auf Flügeln des Siegs kam die Freyheit zurück.

Drum lasset auf luftigen Höh'n uns die Gluth
Der jauchzenden Flammen entzünden,
Daß sie Thälern und Hügeln der Deutschen Muth,
Der Deutschen Stärke verkünden,
Denn es hat sich ihr Arm, es hat sich ihr Schwert
So herrlich im Völkerkampfe bewährt.

Hoch steige die flammende Säule empor,
Und strahle am Himmelszelt wieder.
Gern schaut ja der ewigen Sterne Chor
Auf freye Gefilde hernieder,
Und ohne Erröthen zum Himmel kann
Den Blick erheben der deutsche Mann.

Und den Edlen Preis, die mit freudigem Muth
Den Tod fürs Vaterland fanden!
Aus ihrer Asche, aus ihrem Blut
Ist Freyheit und Sieg uns erstanden,

Und sie schauen nun lächelnd vom Himmel herab,
Denn freye Brüder bekränzen ihr Grab.

Und daß fürder möge das theure Land
Der Väter herrlich uns blühen,
Geloben wir heut mit dem Druck der Hand,
Für der Väter Sitte zu glühen,
Und schwören, zu wahren das deutsche Blut
Und die deutsche Treu und den deutschen Muth.

Des baierischen Kinderfreundes zweyte Abtheilung.

I. Von der Welt.

Unter der Welt oder dem Weltgebäude wird nicht nur unsere Erde verstanden, sondern die Sonne, der Mond, die Erde und alle die unzählbaren Gestirne zusammen heißen die Welt. Unsere Erde ist von diesen zahllosen und unermeßlich großen Werken Gottes nur ein kleiner Theil. Die Sonne und die unzähligen Sterne, welche ebenfalls große Körper und Erden sind, und uns in hellen Nächten, wegen ihrer großen Entfernung von uns, wie kleine leuchtende Punkte oder Lichter erscheinen, sind meistentheils viele hunderttausendmal größer, als unsere Erde, und sind höchst wahrscheinlich eben so gut von lebendigen Geschöpfen bewohnt als diese.

Das große blaue Gewölbe, welches wir bey hellem Tage über uns sehen, und Himmel nennen, ist ein unermeßlich großer Raum, in welchem die Sonne, der Mond, die Erde, und alle jene zahllosen Sterne, bloß von Gottes Allmacht gehalten, schweben und sich nach den Gesetzen bewegen, die Gottes Weisheit festsetzte. Die Sonne ist weit über eine Million mal größer, als unsere Erde, und diese hat doch schon 5400 Meilen im Umfange. Aus der Sonne könnten 1,448,000 solche Kugeln gebildet werden, als unsere Erde ist. Daß sie uns nur so klein vorkommt, ist eine Folge ihrer großen Entfernung, welche über 20 Mill. Meilen beträgt. Mit welch einer Schnelligkeit fliegt eine Kanonenkugel! Dennoch würde sie bey aller dieser Schnelligkeit 25 Jahre fliegen müssen, um von der Sonne auf die Erde zu kommen; und so erstaunlich groß diese Entfernung ist, so ist doch der nächste Fixstern 400,000mal weiter von uns, als die Sonne.

Es giebt zweyerley Sterne, nämlich Fixsterne, welche stillstehen und ihr eigenes Licht haben, und Planeten, welche sich herumbewegen, und ihr Licht von den Fixsternen erhalten. Die Hauptplaneten, deren Fixstern die Sonne ist, sind: der Merkur, die Venus, die Erde, der Mars, die Vesta, die Juno, die Ceres, die Pallas, der Jupiter, der Saturn und der Uranus. Gewiß haben, wie unsere Sonne, so auch die übrigen Fixsterne ihre Planeten, welche sich um her bewegen, und von ihnen erleuchtet werden. Fixsterne haben keine merkliche Bewegung.

Daß

daß sie, z. B. die Sonne, eine Bewegung zu haben scheinen, rührt daher, daß sich unsere Erde alle 24 Stunden um ihre eigene Achse unter ihnen herumdreht. Man kann mehrere tausend Fixsterne mit bloßen Augen, weit mehr aber durch Fernröhre sehen, besonders in dem weißen Striche, der die Milchstraße heißt, und aus lauter Sternen besteht. Man hat immer schon durch Fernröhre einige weiße Flecke gesehen, und sie Nebelsterne genannt, allein nun hat man deren schon über 2000, und in jedem derselben wieder viele einzelne Sterne entdeckt. Hieraus schließen die Sternkundigen (Astronomen), daß diese Nebelsterne ganze Inbegriffe von Weltkörpern sind, und daß alle uns sichtbare Gestirne auch nur einen solchen Nebelstern für den Beobachter auf jenen ausmachen. Gott! der Mensch erliegt unter dem Gedanken von der Größe deiner Schöpfung! Was für Kenntnisse sind uns für die Ewigkeit aufbehalten!

Der Mond ist der beständige Begleiter der Erde bey ihrer Bewegung um die Sonne, welche sie in 365 Tagen, 5 Stunden, 48 Minuten und 45 Sekunden vollendet. Er ist ein dunkler Körper, ungefähr 50mal kleiner als die Erde, um welche er sich in 27 Tagen, 7 Stunden, 43 Minuten und 5 Sekunden bewegt, und von welcher er nur 51000 Meilen entfernt ist. Man glaubt auf ihm schon Berge, Thäler und Seen unterschieden zu haben, und hat daher ordentliche Landkarten von ihm. Das Licht bekommt der Mond, wie die Erde, von der Sonne, und der Wechsel dieses Lichts rührt

von

von dem verschiedenen Stande des Mondes gegen die Sonne her, welche nur immer die Hälfte desselben erleuchtet. Je nachdem nun der Mond seine erleuchtete Seite uns zu oder von uns abkehrt, haben wir Vollmond, zunehmenden Mond, abnehmenden Mond und Neumond. Einen vollständigeren Unterricht hierüber werdet ihr in dem Abschnitte vom Kalender finden.

Am nächsten steht der Sonne der Merkur, der seine Bahn um dieselbe in 88 Tagen vollendet, und sich in einer einzigen Sekunde 6 Meilen fortbewegt. Am weitesten von der Sonne steht der Uranus, der seinen langen Weg erst in 83 Jahren zurücklegt.

II.

Von der Erde und ihren Bewohnern.

Daß die Erde sehr groß, aber doch nur ein kleiner Theil der Welt sey, haben wir schon gehört. Was für eine Gestalt die Erde habe, ist schwer auszumachen, weil man nur einen sehr kleinen Theil der Erde auf einmal übersehen kann, und weil sie uns zu nahe ist. Aus dem Schatten eines Körpers kann man mit ziemlicher Gewißheit erkennen, ob er rund, breit oder eckig und spitzig sey; und wenn der Schatten eines Körpers von allen Seiten allemal, so oft er sich zeigt, rund erscheint, so ist nicht zu zweifeln, daß auch der Körper rund sey. Dieß ist nun der Fall bey unserer Erde. Ihr habt wohl schon von Mondfinsternissen gehört? Bey diesen erblickt man in der Mondscheibe allemal

einen runden Schatten, und es ist ausgemacht, daß dieser Schatten von unserer Erde in den Mond geworfen wird, so oft sie bey ihrem Umlaufe um die Sonne in gerader Linie zwischen der Sonne und dem Monde steht. Daraus kann man mit Zuverlässigkeit schließen, daß die Erde eine kugelartige Gestalt haben müsse. Einen runden Körper kann man ganz umgehen, so daß man bey immer gleicher Richtung des Weges immer wieder an die Stelle kommt, von der man ausgegangen ist. Wenn also die Erde eine kugelartige Gestalt hat, so muß man sie ebenfalls umgehen, oder um sie herumreisen können, und zwar auf die Art, daß, wenn man von seinem Wohnorte beständig nach dem Untergange der Sonne oder nach Westen zureiset, man am Ende von der entgegengesetzten Seite, oder vom Aufgange der Sonne, von Osten her, wieder nach Hause käme. Diesen Versuch haben auch schon mehrere Menschen und zwar zu Schiffe gemacht, weil die Erde auf ihrer Oberfläche ganz mit Wasser oder Meer umgeben ist. Eine solche Reise um die Erde kann in einem Jahre vollendet werden, wenn man sich nirgends lange aufhält, und Wind und Wetter günstig sind. Wir haben schon gehört, daß der ganze Weg um die Erde eine Strecke von ungefähr 5400 Meilen betrage.

Diese und manche andere Gründe, welche schwerer zu begreifen sind, beweisen, daß die Erde eine sehr große Kugel ist, aber eine unebene Kugel, wegen der vielen Berge, welche auf der Erde sind. Doch machen diese Berge,

so

so hoch sie auch zum Theil sind, bey der Grö- ße der Erde nicht mehr aus, als kleine Sand- körner auf einer Kegel = Kugel.

Das Wasser nimmt auf der Oberfläche der Erde noch einmal so viel Platz ein, als das Land. Man hat Bilder, auf welchen die Oberfläche der ganzen Erde im Kleinen darge- stellt ist, man nennt sie Landkarten. Auf ei- ner solchen Landkarte sieht man zwey große Krei- se. Aber deswegen muß sich keiner vorstellen, daß die Erde aus zwey großen Kreisen bestehe; denn die ganze Oberfläche einer Kugel läßt sich nicht anders zeichnen, als auf diese Art. Denkt euch, ihr wollet die ganze Fläche eines Apfels abbilden; müßtet ihr ihn nicht als zwey erhabe- ne runde Kreise darstellen? Gerade so muß es auch derjenige machen, welcher die Erde ab- bilden will, und daher kommen die beyden gro- ßen Kreise auf der Karte, welche die Erdku- gel vorstellt. Ihr sehet, daß auf dieser Karte einige Stücke mit bunten Farben überstrichen, und einige weiß gelassen sind. Die bunten Stü- cke stellen das Land, und die weißen das Was- ser vor, welches die ganze Erde umgiebt, und Meer heißt. Das feste Land der Erde hat man in fünf große Theile getheilt, welche daher Erdtheile, oder auch Welttheile genannt werden. Jeder Erdtheil hat einen besondern Namen. Der kleinste, welcher auf der rechten Halbkugel oben liegt, heißt Europa, und zu diesem ge- hört das Land, in welchem wir wohnen. Darum können wir uns Europäer nennen. Auf eben dieser Halbkugel liegen noch drey andere Erd-

thei-

theile, welche Asien, Afrika, und Australien heißen. Auf der linken Halbkugel liegt Amerika und ein Theil von Australien.

Ihr werdet euch vielleicht darüber wundern, daß ihr auf der Landkarte keine Abbildungen der Städte, Berge, Gebirge und Wälder, der Bäume, Pflanzen und Thiere, welche auf der Erde sind, sondern lauter Namen findet. Aber bedenkt nur, wie ungeheuer groß eine Landkarte werden müßte, auf welcher dieß alles abgemalt seyn sollte. Und wäre es wohl möglich, eine solche Landkarte zu übersehen? Ihr müsset euch also begnügen, den Umriß der Länder und ihre Namen nebst den Namen der vornehmsten Städte auf der Karte zu finden. An der größern Schrift erkennt ihr die Namen der Länder. Die schwarzen krummen Linien zeigen den Lauf der Flüsse, und die runden oder länglichten schwarzen Flecke mitten im Lande die großen Seen an.

Ein Blick auf die Erdkarte lehrt, daß das feste Land mit seinen großen und kleinen Inseln kaum den vierten Theil des Ganzen ausmacht, und daß es eigentlich gar kein festes Land, sondern nur große und kleine Inseln und Halbinseln auf der Erde giebt, die mehreren aus der Tiefe des Meers hervorragenden Gebirgsrücken gleichen. In diesen Gebirgsrücken macht die feste Steinart, welche Granit heißt, gleichsam die Rippen des ganzen ungeheuren Körpers aus; er bildet die Urgebirge, und führt besonders Zinn und Eisen, und die schönsten Krystalle in seinem Innern. Aber die Hauptniederlagen

der

der unerschöpflichen Metallschätze sind die Thongebirge, welche in unermeßlichen über einanderliegenden Schichten sich aufthürmen, von Gängen oder Spaltungen durchschnitten, daher auch Ganggebirge genannt. Mit diesen wechseln ab die Kalkgebirge, mit ihren mächtigen Lagern von Marmor, mit ihren Massen von Porphyr, Jaspis, Serpentinstein, Quarz und Flußspath. Zu ihren Füßen lagern sich die flachen Flötzgebirge in regelmäßig übereinander liegenden Schichten von Sandstein, Steinkohlen, Schiefer, Gyps nnd Strinkstein, hie und da auch von Kreide und Steinsalz, in mächtigen Lagern. Diese Flötzgebirge, mit ihrem unerschöpflichen Vorrath von Kupfer, Alaun, Vitriol, Galmey, Steinkohlen und Steinsalz, mit ihren ewig sprudelnden Salz- und Heilquellen, werden von dem rastlosen Menschen nach allen Richtungen durchgraben, daß er ihre Schätze an das Licht bringe. Hier trotzt, in grausenvoller Tiefe, von ewiger Nacht umhüllt, der muthige Bergmann bey düstren Lampenschein allen Schrecknissen und Gefahren einer unbekannten Welt, um das köstliche Gold und Silber aus den Eingeweiden der Erde hervorzuwühlen.

Mehr als 2000 Fuß tiefer, als der Meeresgrund, und 13000 Fuß höher, als dieser, findet sich eine wunderbare Vorrathskammer von Ueberbleibseln und Trümmern aus einer, über alle Geschichte hinausliegenden, Urzeit, bestehend aus zahllosen Versteinerungen, welche in der Tiefe des Meeres, in der Erde und in ungeheuren Gebirgshöhlen, wie in unermeßlichen

Tod-

Todtengrüften einer begrabenen Vorwelt, beysammen liegen; lauter Körper und Körpertheile, welche zwar nicht wirklich in Stein verwandelt, aber doch in eine feste Steinmasse so wunderbar eingeschlossen sind, daß man sie von dieser kaum noch zu unterscheiden vermag. Den größten Haufen machen die Conchylien oder Schalthiere aus, die sich häufig in ganzen Schichten zu kleinen Bergen mitten im Lande aufgethürmt finden; meistens Geschöpfe einer uns gänzlich unbekannten Vorwelt, unter den Namen: Ammoniten, Liliensteine, Noahmuscheln und Mammuthsknochen, unsern Naturforschern bekannt; ferner wirkliche, nicht versteinerte, Gebeine von Elephanten, Wallfischen, Rhinocerossen, und ungeheuren, jetzt nicht mehr auf der Erde lebenden, Bären; und alle diese Gebeine finden sich in Gegenden, wo solche Thiere jetzt nicht würden leben können. Wunderbar ist es, wie diese Bewohner heißer Himmelsstriche ihr Grab im kalten Norden gefunden haben, und daß seit Jahrtausenden ihre Gebeine ungestört in der Erde Tiefen ruhten; und merkwürdig ist es, daß keines Menschen Gebeine darunter gefunden werden; ein Beweis für die spätere Schöpfung des Menschen.

Feuer dampfend und ungeheure Rauchwolken, erheben sich mitten unter den gewaltigen Bergen die Vulkane in furchtbarer Gestalt, Tod und Verwüstung drohend, gleich unergründlichen und unerschöpflichen Schmelzöfen, welche von Zeit zu Zeit eine glühende Flüssigkeit, welche Lava genannt wird, unter fürchterlichem

Kra=

Krachen und leuchtenden Blitzen ausströmen lassen. In Europa sind jetzt vorzüglich die beyden Vulkane oder Feuerberge Vesuv und Aetna in schrecklicher Bewegung.

Wunderbar hat Feuer und Wasser in den Gebirgen unermeßliche Höhlen gebildet, die, gleich Grotten, sich in mächtigen Gewölben erheben, und mehrentheils abwärts von Abgründen durchschnitten, oft mehrere Meilen weit sich hinziehen. Ein unaufhörlicher Steinregen bildet an den hohen Gewölben dieser Höhlen wunderbare Gestalten, welche größtentheils in der Form der Eiszapfen drohend herabhangen, und Stalaktiten genannt werden. Die Masse heißt mit Recht Tropfstein, weil sie durch herabtröpfelnde und allmählig erstarrende Flüssigkeiten gebildet wird.

Hie und da haben gewaltige Ströme die Gebirgsmassen durchbrochen und von einander gerissen, so daß die Wände der stehen gebliebenen ein ungeheures Thor bilden. So entstanden die Meerengen, durch welche Länder getrennt, Meere verbunden werden, wie z. B. die Meerenge von Gibraltar, an welcher die Spitzen von Europa und Afrika sich nähern, und durch die das mittelländische Meer in den Ocean strömt.

In der langen majestätischen Reihe der Bergriesen steht oben an der mächtige Chimborasso, der sich in einer Höhe von 19302 Fuß über die Meeresfläche erhebt, und nicht nur der höchste Punkt Amerika's, sondern der ganzen Erde ist. Ihm folgt der Mont Rosa

mit

mit einer Höhe von 14580 Fuß; diesem der Montblanc mit 14346 F.; diesem der Ortler in Tyrol mit 14016 F.; bis zu 12870 F. sinkt dann die Jungfrau, eine Bergspitze Helveticns oder der Schweiz, und bis zu 11424 F. der Pik auf der Insel Teneriffa herab, und alle diese Berggipfel, weder von Menschen noch Thieren bewohnt, mit ewigen Schneemassen bedeckt, bieten den schauerlichen Anblick einer leblosen, von düstren Abgründen durchschnittenen Wüste dar, und sind zum Theil Heiligthümer der Natur, die nie ein menschlicher Fuß betrat. Die höchste menschliche Wohnung, das Kloster auf dem St. Bernhard, liegt nur 7731 Fuß über der Meeresfläche.

Das unermeßliche Meer, welches alles Land der Erde umschließt, und es von seinen schädlichen Dünsten befreyet, indem es sie an sich zieht, hat eine meistens unermeßliche Tiefe; denn schon ließ man das Senkbley bis auf 4680 F. auslaufen, ohne Grund zu finden. Doch ist diese Tiefe sehr verschieden; denn, gleich dem Boden des festen Landes, besteht der Boden des Meeres aus Bergen und Thälern, Hügeln und Felsen, und wie die Hand des Menschen unaufhörlich das feste Land mit Gebäuden besetzt, welche dann die verwüstende Zeit in Trümmer verwandelt, so besetzt der rastlose Fleiß der Natur den Boden des Meeres mit jenen wunderbaren steinernen Gebäuden, in welchen unzählbare Seethiere ihre unvergänglich scheinende Wohnung finden, und die nicht selten dem Seefahrer ein schreckliches Grab bereiten, denn

ver-

verloren ist das Schiff, welches der Sturm auf ein Korallen=Riff treibt, unter fürchterlichem Krachen stürzt es in Trümmern.

Wie am Tage die Unermeßlichkeit des Meeres, und sein majestätisches Wogen die Seele mit Bewunderung und Erstaunen, mit Freude und Schrecken erfüllt, so in dunkler Nacht sein unbeschreiblich prachtvolles Leuchten. Oft scheint das ganze Meer, so weit das Auge reicht, in vollem Feuer zu stehen; große leuchtende Körper, die man an der Gestalt für Fische erkennt, fahren zuckend und tanzend auf seiner Oberfläche umher, in unbegreiflicher Schnelligkeit. Eine ganze Welt der allerkleinsten Thiere, kaum eines Nadelknopfs groß, mit einem gallertartigen, durchsichtigen, äusserst zarten Körper, bringen diesen wunderbaren Glanz hervor, und mit ihnen vereinigen sich die Medusen und Meernesseln, die aus ihren langen Fühlfäden einen Lichtglanz ausströmen, indeß ihr Körper vollkommen dunkel bleibt. — Obgleich die Salzigkeit des Meerwassers sein Gefrieren erschwert, so bildet doch das Meer an beyden Polen oder Spitzen der Erdkugel unermeßliche Eisfelder, und in der Nähe dieses ewigen Eises sieht man, selbst mitten im Sommer, ganze Inseln und Berge von dichtem Eise, das den Seefahrern so furchtbare Treibeis, das noch schrecklicher seyn würde, wenn seine Bewegung nicht so langsam wäre.

Das süße Wasser, welches die Länder der Erde durchströmt, wird entweder ein Strom oder ein Fluß oder ein Bach genannt. Unter

Strö=

Strömen versteht man große fließende Gewässer, welche sehr breit und tief sind, eine sehr große Strecke Landes durchfließen, und sich im Meere endigen. Die Flüsse vereinigen sich mit den Strömen, und sind zum Theil auch sehr breit und tief. Wenn ein Fluß oder ein Strom so tief ist, daß man mit großen Schiffen darauf fahren kann, so wird er schiffbar genannt. Die Vertiefung, worin das Wasser eines Flußes oder Stromes fließt, heißt das Bette. Der Rand des Bettes wird das Ufer genannt. In manchen Flüssen oder Strömen giebt es Stellen, wo das Wasser von einer steilen Anhöhe in die Tiefe stürzt. Solche Stellen nennt man Wasserfälle. Wir haben schon gehört, woraus die Flüsse und Ströme entstehen, und welche Gewässer man Seen oder Landseen nennt. Es giebt Seen, welche 20 und mehrere Meilen lang und breit sind. Das Meer nennt man auch wohl die See, und daher werden die Fische, welche in dem Meere leben, Seefische, und die Schiffe, mit welchem man auf dem Meere fährt, Seeschiffe genannt. Sagt man: der See, so ist von einem Landsee die Rede; sagt man: die See, so ist das Meer gemeint.

Die vielen Millionen Menschen, welche die Erde bewohnen, sind an Gestalt, Farbe der Haut, Sprache, Sitten und Lebensart sehr verschieden. Diejenigen, welche in Einem Lande beysammen wohnen, und einerley Gestalt, Farbe, Sprache und Sitten haben, machen zusammen genommen ein Volk oder eine Nation aus. Da nun jeder Theil der Erde wieder in

klei-

kleinere Theile getheilt ist, welche Länder genannt werden, so giebt es also verschiedene Völker in Europa, in Asien, in Afrika, in Amerika und Australien. Doch haben die verschiedenen Völker der Erde Einiges mit einander gemein, theils in Ansehung ihrer Gestalt und Farbe, theils in Ansehung ihrer Lebensart. Die meisten europäischen Völker haben eine weiße Haut, langes herabhängendes Haar, hervorstehende Nase, und blaue oder schwarze Augen. Dagegen findet man in Afrika meistens Menschen mit einer schwarzen sammetweichen Haut, kurzen, wolligen Haaren, breiten aufgestülpten Nasen und rosenrothen Lippen. Diese schwarzen Menschen werden Neger oder Mohren genannt. Die meisten Bewohner Asiens haben eine olivenfarbige Haut; einige asiatische Völker sind auch braungelb.

Die Amerikaner sind größtentheils rothbraun oder kupferfarbig, haben einen schlanken Wuchs und tiefliegende Augen. In fast allen Ländern der Erde sind die Menschen gewöhnlich, wenn sie ausgewachsen sind, 5 Fuß, oder anderthalb Ellen hoch. Doch werden in den kältesten Ländern der Erde, wo es fast gar keine andere Jahreszeit als den Winter giebt, die Menschen selten über 4 Fuß hoch, und sind gemeiniglich sehr ungestaltet. Hie und da findet man Menschen von ausserordentlicher Größe, welche 7 — 8 Fuß hoch sind; man nennt sie Riesen. Doch giebt es kein Volk auf der Erde, das aus lauter Riesen besteht.

Auch

Auch in Ansehung ihrer Lebensart haben die verschiedenen Völker der Erde vieles mit einander gemein. Einige nämlich, welche man wilde Völker nennt, treffen gar keine Veranstaltung, um ihres Lebensunterhalts sicher zu seyn. Sie säen und pflanzen nicht, sie sammeln keinen Vorrath von Lebensmitteln, sorgen überhaupt gar nicht für die Zukunft, sondern geben nur dann auf Nahrung aus, wenn sie der Hunger dazu antreibt. Ihre einzigen Beschäftigungen sind daher Jagd und Fischerey. Sie wohnen gewöhnlich auch nicht einmal in Dörfern beyeinander, haben überhaupt keine ordentlichen und festen Wohnungen, sondern nur elende Hütten, die aus einigen Pfählen bestehen, welche in die Erde gegraben, und mit Thierhäuten oder mit einer groben Filzdecke überzogen, oder nur mit großen Baumblättern bedeckt sind; einige wohnen sogar in Höhlen unter der Erde, und gewöhnlich stehen bey diesen wilden Völkern nur wenige Familien (Stämme) miteinander in Verbindung, welche aber keinen gemeinschaftlichen Oberherrn, keine Obrigkeit, sondern höchstens im Kriege oder bey einer großen Jagd einen Anführer haben, dem sie so lange gehorchen, als der Krieg oder die Jagd dauert.

Andere Völker der Erde, welche Hirtenvölker oder Nomaden genannt werden, haben zwar auch keine künstlichen und festen Wohnungen, sondern nur Zelte und Hütten, welche sie leicht abbrechen und wieder aufschlagen können, aber sie sind doch viel verständiger und gesitteter, als die wilden Völker, weil sie sich mit der Vieh-

zucht beschäftigen, wozu mehr Aufmerksamkeit und Kenntniß erfordert wird, als zur Jagd. Ihre Heerden sind ihr ganzer Reichthum. Sie ziehen aus einer Gegend in die andere, und lassen sich nur da auf eine längere Zeit nieder, wo sie gute Weideplätze antreffen.

Noch andere Völker auf der Erde, welche gesittete Völker genannt werden, beschäftigen sich, außer der Viehzucht, auch noch mit dem Ackerbau, und verstehen allerley Künste und Handwerke. Sie wohnen in festen und künstlichen Häusern gesellschaftlich bey einander in Städten Dörfern und Flecken. Unter ihnen giebt es verschiedene Stände, nämlich: Fürsten, Edelleute, Bürger, Bauern und verschiedene Berufsarten und Gewerbe, indem einige den Acker bauen, andere ein Handwerk oder eine Kunst treiben, noch andere sich mit dem Handel oder mit den Wissenschaften beschäftigen. Gesittete Völker leben nach bestimmten Gesetzen, d. h. sie haben unter sich ausgemacht, was jeder thun und nicht thun darf, und wer unter ihnen wohnen will, muß versprechen, sich diese Gesetze gefallen zu lassen, und sie zu befolgen. Damit dieß von Allen, auch von den Unverständigen und Bösartigen, geschehen möge, so wählen sie unter sich einige verständige und rechtschaffene Männer, und geben ihnen den Auftrag, darauf zu sehen, daß jeder den Gesetzen gehorsam sey, und die Ungehorsamen zu strafen, wenn sie nicht auf Erinnerungen achten. Diese Personen werden die Obrigkeit, und eine solche große gesellschaftliche Verbindung wird eine bürgerliche Gesellschaft

schaft oder ein Staat genannt. In manchem Staate hat nur Einer das Recht, Gesetze zu geben, und die Obrigkeit zu wählen. Dieser heißt dann der Regent oder Monarch, oder er wird König, Fürst, Herzog oder Graf genannt. Die Länder, welche unter seiner Herrschaft stehen, machen seinen Staat oder sein Reich aus. Ein Staat in welchem mehrere Personen die höchste Gewalt gemeinschaftlich haben, wird ein Freystaat oder eine Republik genannt.

III.

Naturgeschichte.

Alle Körper, die auf oder in unserer Erde hervorgebracht werden, betrachten wir hier in derselben Gestalt und Beschaffenheit, welche sie in der großen Werkstätte der Natur erhalten haben; und nennen sie Naturerzeugnisse (Naturprodukte, Naturalien). Die Angabe der Kennzeichen und Eigenschaften derselben ist der Gegenstand der Naturgeschichte oder richtiger der Naturbeschreibung. Das Luftschiff und das Wespennest sind keine Natur- sondern Kunsterzeugnisse, weil sie durch die Kunst der Menschen und Thiere entstanden sind. Das Thier aber, die Pflanze und der Stein sind Naturerzeugnisse, weil sie nicht durch die Kunst der Menschen und Thiere, sondern durch die Einrichtung der Natur entstanden sind. Das Buch, in dem ich lese, ist ein Kunsterzeugniß; der Federkiel aber, den ich zuschneide und zum Schreiben gebrauche, ein Naturerzeugniß.

In einigen dieser Naturerzeugnisse, z. B. in dem Pferde und in dem Baume bewegen sich Säfte, und in andern nicht, z. B. in dem Steine; letztere nennt man unorganisch und erstere organisch. Die unorganischen Naturerzeugnisse nennt man **Mineralien**. Einige von den organischen Naturerzeugnissen, z. B. das Gras, können sich nicht selbst bewegen, und haben keine Empfindung; andere, z. B. der Hund, haben Empfindung, und können sich auch selbst bewegen; jene heißen **Pflanzen**, diese **Thiere**. Alle Naturerzeugnisse theilt man also in 3 große Abtheilungen, die man Reiche nennt, ein; nämlich in das **Thierreich**, das **Pflanzenreich** und das **Steinreich** (Mineralreich).

1. Das Thierreich.

Die Thiere haben nicht einerley Gestalt, nicht einerley innere und äussere Einrichtung. Es ist ein großer Unterschied zwischen einer Kuh, einem Sperlinge, einem Hechte, einem Frosche, einer Biene und einer Schnecke.

Betrachte eine Schnecke. Sie verwandelt sich nicht, hat keine Füße, kein Skelet (Knochengerippe), hat kaltes weisses Blut, und ein Herz mit einer Herzkammer ohne Vorkammer. Thiere, die ihr hierin ähnlich sind, heißen Würmer.

Die Biene hat von ihrer Geburt an nicht gleich die Gestalt einer Biene, sie verwandelt sich erst nach und nach in eine solche, sie hat mehr als 4 Füsse, kaltes, weißes Blut, ein

Herz

Herz mit einer Herzkammer ohne Vorkammer, und kein Skelet. Alle Thiere, die hierin mit der Biene übereinkommen, heißen Insekten.

Der Frosch hat ein Skelet, ein Herz mit einer Herzkammer und einer Vorkammer, rothes kaltes Blut, und athmet durch Lungen. Alle Thiere, bey welchen dieses alles auch so ist, heißen Amphibien.

Der Hecht hat Floßfedern, ein Skelet, rothes kaltes Blut, Kiemen zum athmen, und ein Herz mit einer Herzkammer und einer Vorkammer. Thiere, bey denen dieses auch so ist, heißen Fische.

Der Spaz hat ein Skelet, einen befiederten Körper, Lungen zum Athemholen, rothes warmes Blut und ein Herz mit zwey Herzkammern und zwey Vorkammern; auch legt der Spaz Eyer. Alle Thiere, die ihm hierin ähnlich sind, heißen Vögel.

Die Kuh hat ein Skelet, ein Herz mit zwey Herzkammern und zwey Vorkammern, rothes warmes Blut, Lungen zum Athemholen, und gebirt lebendige Junge, die sie an ihren Brüsten säugt. Thiere, bey denen dieß auch der Fall ist, heißen Säugethiere.

a) Säugethiere.

Einige Säugethiere leben bloß auf dem Lande, andere bloß im Wasser, und noch andere können sowohl im Wasser als auf dem Lande leben. Dieß hat zu der Eintheilung der Säugethiere in 3 Ordnungen (Abtheilungen) Anlaß gegeben.

1)

1) Säugethiere, die bloß auf dem Lande leben. Unter diesen und allen andern Thieren haben die Affen die mehreste Aehnlichkeit mit den Menschen, besonders der Orang-Utang, der die Größe eines erwachsenen Menschen erreicht, und eine aufrechte Stellung und einen aufrechten Gang hat, wie wir. Der Elephant ist das größte Landthier auf der Erde. Seine Zähne liefern uns das Elfenbein. Das Kameel ist ein sehr nützliches Thier. Es dient den Bewohnern der heißen Gegenden von Asien und Afrika vorzüglich zum Tragen schwerer Lasten durch brennende, wasserlose Wüsteneyen. Das Schafkameel trägt unter allen Thieren die feinste und schönste Wolle. Das Fleisch der Hirsche und Rehe wird gegessen, und ihre Häute zu Leder verarbeitet. Mit dem Hirsche hat das Rennthier große Aehnlichkeit. Es ist der Lappländer ganzer Reichthum. Sie gebrauchen es zu ihrer Bedeckung, zu ihrer Nahrung und zum Ziehen der Schlitten. Ohne dieses Thier, wären die nördlichsten Länder von Europa unbewohnbar. Für andere Gegenden ist die Ziege (Gais) ein nützliches Hausthier. Aus Ziegenfellen werden schöne Lederarten gemacht. Das Haar der angorischen Ziege wird zu Kamelgarn gesponnen. Noch nützlicher als die Ziege ist das Schaf. Seine Wolle und sein Fell dienen uns zur Kleidung, und sein Fleisch und seine Milch zur Nahrung. Auch das Rindvieh gehört zu den nützlichsten Hausthieren, besonders die Kuh. Ihr Nutzen ist bekannt, und kann noch weit größer

für

für uns werden, als er gegenwärtig ist. Was hat man aber wohl zu thun, um dieses zu bewirken? Die Ansbacher und Algäuer Kühe sind in unserm Vaterlande die besten. Warum wohl? In manchen Gegenden zieht das Rind den Pflug, dazu gebraucht man in andern das Pferd, dessen Fleisch in einigen Ländern auch gegessen wird. Das Pferd muß vorzüglich rein gehalten, mit gutem Futter genährt, mit reinem Wasser getränkt und bey der Arbeit nicht übertrieben werden. Arabien, Neapel, Spanien, England und Dänemark haben die besten Pferde. Mit dem Pferde hat der Esel viel Aehnlichkeit. Er wird vorzüglich zum Lasttragen benutzt. Seine Milch ist Schwindsüchtigen dienlich. Das Schwein ist auch ein sehr nützliches Hausthier. Sein Fett und Fleisch dient uns zur Nahrung; doch ist letzteres für Kinder und Leute, die nicht schwer arbeiten, keineswegs gesund. Das Schwein ist ein gefräßiges Thier; man muß sich aber hüten, es nicht zum Fleischfressen zu gewöhnen, weil es sonst leicht seine eigenen Jungen und wohl kleine Kinder frißt. Der Hund ist wegen seines feinen Geruches, seiner Wachsamkeit und Treue dem Menschen nützlich. Auch wird sein Fleisch von einigen Völkern gegessen. Die Haare und Bälge der Haasen und Kaninchen werden vom Hutmacher und Kürschner benutzt. Der Fuchs, das Wiesel, der Iltis, der Marder, der Luchs, die Katze, der Wolf, der Vielfraß, der Bär, die Hyäne, der Panther, der Leopard, der Löwe und der Tiger sind Raubthiere. Unter allen ist

der Tiger das gefährlichste; Menschenfleisch ist seine liebste Kost. Der Löwe greift nur Menschen an, wenn er kein Thier zur Sättigung seines Hungers erhalten kann. Er ist das Schrecken aller Thiere. Seine bloße Gegenwart macht schon, daß sie erstarren und zur Flucht untüchtig werden. Die Hyäne und der Bär verzehren Aeser, und scheinen also von Gott bestimmt zu seyn, die Vergiftung der Luft zu verhüten. Ausserdem werden diese und die andern angeführten Raubthiere dem Menschen auch durch ihre Häute und Bälge nützlich.

2) Säugethiere, die bloß im Wasser leben. Von dieser Ordnung der Säugethiere haben wir uns nur den Wallfisch den Narval, den Pottfisch, den Mastfisch, den Nordkaper und das Meerschwein zu bemerken. Der Wallfisch ist das größte dieser und aller andern Thiere. Er kann 50 Ellen lang, 20 Ellen dick und über 7000 Pfund schwer werden. Aus seinem Speck wird der Thran gebrannt; ein großer Wallfisch giebt 100 Tonnen, die Zunge allein über 15. Auch aus dem Speck der andern angeführten Thiere dieser Ordnung wird Thran gebrannt.

3) Säugethiere, die im Wasser und auf dem Lande leben können, sind: das Wallroß, die Seekuh, der Seebär, der Seelöwe, der Fisch- und Meerotter, der Bieber, der Tapir und das Fluß- oder Nilpferd. Die Zähne des Nilpferdes werden wie Elfenbein benutzt. Der Bieber baut kunstreiche Hütten. Der Seebär ist wegen seiner

ner großen Liebe zu seinen Jungen merkwürdig. Die Felle aller Thiere dieser Ordnung werden auf verschiedene Weise benutzt und sind zum Theil sehr theuer. Aus ihrem Speck wird Thran gebrannt.

b) Vögel.

Die Vögel sind in Ansehung des Blutes und der Knochen den Säugethieren ähnlich, und athmen auch, wie diese, durch Lungen, die an ihrem steifen Rückgrade hinabliegen; aber sie gebären nicht lebende Jungen, sondern legen Eyer, können ihre ausgebrüteten Jungen nicht säugen, sind alle zweyfüßig, geflügelt, befiedert, und mit Schnäbeln statt der Lippen und Zähne versehen. Der Schnabel dient den Vögeln nicht blos zum Beissen und zum Eintragen des Futters, sondern auch zum Putzen und Einölen der Federn, wozu sie aus einer Fettdrüse am Steise das Fett drücken, zum Bauen ihrer Nester, zur Vertheidigung, und zum Theil sogar (z. B. bey den Papageyen) zum Klettern. Bewundernswürdig ist nicht nur ihr Gefieder, sondern auch ihr ganzer innerer und äusserer Körperbau zum Fluge eingerichtet. Dem König Heinrich dem II. entfloh einmal auf einer Jagd zu Fontainebleau (Fontänebloh) ein Falke, der schon am folgenden Tage auf der Insel Malta, 200 Meilen davon, gefangen, und an dem Ringe an seinen Füßen erkannt wurde. Die Vögel leben theils einpaarig, theils in der Vielweiberey. Die ersten bebrüten abwechselnd ihre Jungen; von den letztern brütet nur das

Weibchen. Die jährliche Zahl ihrer Eyer ist höchst verschieden. Ihre Nester sind zum Theil wahre Kunststücke, und der Gesang von vielen belebt die ganze Natur. Man zählt jetzt über dritthalbtausend Vögelarten, und theilt sie nach der Verschiedenheit ihrer Schnäbel und Füße in 9 Ordnungen ein:

1) Hühnerartige Vögel. Unter diese gehören nicht nur die Haushühner verschiedener Art, sondern auch der Riese Strauß, der Kasuar und der Trappe. Ferner die Truthühner, die Pfauen, die Auerhühner, Birkhühner, Fasanen, Feldhühner und Wachteln.

2) Taubenarten. Die größeste von Ihnen, die Kronentaube, ist größer als eine Gans.

3) Raubvögel. Alle Arten von Eulen, Geyern, Falken und Würgern. Zu den Eulen gehört auch der Schuhu, zu den Falken der große Goldadler, und zu den Geyern der Vogel Greif, der mit ausgespannten Flügeln wohl 15 Fuß mißt und selbst Kinder in der Luft davon trägt.

4) Hohlschnäbler. Alle Papageyen und der Pfefferfresser mit seinem unförmlich großen Schnabel.

5) Krähenarten. Alle Rabengattungen, zu denen auch die Elstern, Dohlen, Kukuke und Nußheher gezählt werden; desgleichen die Pirolen und die Paradiesvögel, von denen man so viel Fabelhaftes erzählt.

6) Spechtarten, zu denen man auch den schönen Eisvogel, den Wiedehopf, den

Baum=

Baumläufer und den kleinen Colibri rechnet, dessen Nest nicht größer als eine Welschnußschale ist.

7) Singvögel. Kernbeisser, (zu welchem der Kreuzschnabel, Gimpel und Grünling) Finken, (zu denen der Spaz, der Zeisig, der Kanarienvogel, Distelfink und Hänfling gezählt werden) Ammern, Lerchen, Staaren, Drosseln, Motazillen (zu welchen auch die Nachtigall, die Grasmücke, das Rothbrüstchen, das Rothschwänzchen, die Bachstelze und der Zaunkönig gehören) Meisen, Schwalben ꝛc.

8) Sumpfvögel. Alle Reiherarten (und unter diesen namentlich der Storch und die Rohrdommel) die Kraniche, die Schnepfen, Kiebitze ꝛc.

9) Schwimmvögel. Gänse- und Aentenarten, (wozu auch die Eidergans und der Schwan gehören) Tauchergänse, Kropfgänse, die sogenannten Pelikane, von denen eine Art dreymal so groß als eine Gans ist, Meerschwalben, Meven, Taucher ꝛc.

Die Vortheile, die uns die Klasse der Vögel gewährt, sind zwar nicht so groß, als die von den Säugethieren; doch aber immer groß genug, um uns mit Dank gegen den Schöpfer zu erfüllen.

Unmittelbar dienen uns verschiedene Vogelarten durch ihre Eyer. Bey Holland liegt eine öde Sandinsel, auf der eine große Mevengattung alljährlich eine solche Menge Eyer legt, daß die Einsammlung derselben in Einem Jahre gegen 20,000 fl. dem Staate schon eingetragen hat. Wie unbehaglich würde es uns dünken,

wenn

wenn wir der weichen Federbetten, die wir besonders den Wasservögeln verdanken, entbehren müßten. Auch zum weiblichen Putz werden die Federn mehrerer Vögel benutzt, besonders die Strauß- und Reiherfedern. Wie groß ist der Vortheil, den uns das größtentheils sehr wohl schmeckende Fleisch der Vögel bringt! Manche Inselbewohner würden ohne das Fleisch der Vögel fast Hungers sterben müssen. Auch der von Vögeln kommende Dünger verdient in Anschlag gebracht zu werden. Die Vögel scheinen überdieß ganz vorzüglich für unser Vergnügen geschaffen zu seyn. Nur ihnen, und vorzüglich der Familie der Motazillen, verlieh der Schöpfer die Gabe des Gesangs; und einigen andern (den Papageyen, den Rabenarten, Staaren ꝛc.) sogar das Vermögen, die menschliche Stimme nachzuahmen. Und wie unbelebt würde uns die Natur ohne diese schönen buntfarbigen Geschöpfe seyn!

Fast noch größer ist der Vortheil, den uns die Vögel mittelbar bringen. Geyer, Raben und andere Vögel, welche sich ganz oder größtentheils vom Aase nähren, vermindern den unleidlichen Gestank desselben; viele Sumpfvögel sammeln die vom austretenden Wasser zurückbleibenden Wasser- und Sumpfthiere; Eulen, Falken und andere Raubvögel steuern der unmäßigen Vermehrung der kleinen Säugethiere und Vögel; andere nähren sich von Insekten und Würmern, und werden dadurch unsere Wohlthäter; die kernfressenden Vögel verzehren zwar manches nützliche Saamenkorn, aber auch unzählig viel

schäd-

schädliches Gesäme. Ohne sie würden wir nicht im Stande seyn, dem Ueberhandnehmen des Unkrauts zu steuern.

c) Fische.

Die Fische zeichnen sich durch ihren besondern Körperbau und dadurch, daß sie, nur einige ausgenommen, nirgend als im Wasser leben können, von den bisher genannten Thieren sehr aus. Auch holen sie nicht Athem durch Lungen, sondern durch Kiemen; sind größtentheils mit Schuppen, zum Theil aber auch mit knöcherigen Schilden, oder nur mit einer Schleimhaut bedeckt, haben keine äussere Gehörwerkzeuge, ohne jedoch gehörlos zu seyn, sind mit Floßen zum Schwimmen versehen, durch deren Hülfe manche sogar fliegen können, so lange die Floßen noch feucht sind, und pflanzen sich größtentheils durch Eyer fort. Nur die Haifische, Aale und einige wenige andere bringen lebendige Jungen. Die Weibchen, oder Eyer tragenden Fische, nennt man Rogner, und die Männchen Milchner. Da aber ihre Eyer so vielen Unglücksfällen ausgesetzt sind, daß kaum der tausendste Theil aufkommt, so hat ihnen der weise Schöpfer eine fast unglaubliche Fruchtbarkeit gegeben. In einem einzigen Heringe hat man 36,000, in einem Karpfen 342,000, in einem Kabliau (Stockfische) 9,384,000, in einem Stör von 500 Pfunden 150,000 Millionen Eyer gezählt, oder vielmehr gewogen. Sie leben theils, als Raubfische, von dem Fleische ihrer kleinen Mitbrüder, theils von allerley Wasserinsekten und

Ge-

Gewürmen, theils von allerley Unrath und Wasserpflanzen. Die Lebensdauer vieler Fische übertrifft alle unsere Erwartung. Selbst Flußfische, die bey uns einheimisch sind, erreichen ein Alter von 150 und mehreren Jahren, und scheinen, wie die Amphibien, fast so lange zu wachsen, als sie leben. Einige haben ein knorpelartiges, andere ein Gräthen-Gerippe, daher sie auch in Knorpel- und Gräthen-Fische eingetheilt werden. Man kennt über 800 Arten, und wie viele hundert mögen uns noch unbekannt seyn!

1) Knorpelfische (mit knorpelartigen Gräthen. Sie haben Kiemen und Arten von Lungen zugleich. Zu ihnen gehören die größten Raubfische.) a) Die Haifische; der Hundshai wird wohl 20 — 30 Fuß lang und 10,000 bis 15,000 Pfunde schwer. Er hat 6 Reihen Zähne, und verschlingt einen ganzen Menschen auf einen Bissen. b) Die Rochen. c) Die Störe, deren Rogen unter dem Namen Caviar verkauft wird. d) Die Neunaugen oder Pricken ꝛc.

2) Gräthenfische. Man theilt sie nach dem Stande ihrer Bauchflossen in 4 Ordnungen:

a) Halsflosser. Zu diesen gehören unter andern die Kabeljaue (welche man gedörrt Stockfische, eingesalzen Laperdane nennt) und die Quappen oder Aalraupen.

b) Brustflosser. Die Schollen oder Plattfische, der Thunfisch, die Brassen. zu wel-

chen

chen auch der schöne Regenbogenfisch gehört, die Barsche oder Pirschinge und der Stichling ꝛc.

c) Bauchflosser. Der Wels, der Salm (zu welchem auch die Lachse und Forellen gezählt werden) der Renken, der Hering, den man gedörrt Pickling nennt, die Sardelle, die Schmerlen oder Grundeln, der Karpfe, zu dessen Familie auch die Barbe, die Schleye, die Gresse und der Uckeley gehören, aus dessen Schuppen man unächte Perlen macht. Der schönste Fisch ist der chinesische Goldkarpfe, welchem die Orfe, auch eine Karpfenart, nahe kommt.

d) Kahlbäuche. Der Schwertfisch, der Aal ꝛc. Der Zitteraal ist besonders merkwürdig wegen seiner Elektrizität.

Die Nutzbarkeit der Fische für das Menschengeschlecht besteht zwar fast allein in ihrem Fett und Fleische; dafür aber sind sie in dieser Hinsicht von desto größerer Wichtigkeit. Vielen Völkern sind Fische fast das einzige Nahrungsmittel, und der Fischfang beynahe ihr einziges Geschäft. Die Kamtschadalen und Brasilianer backen sogar Brod aus gedörrten und zu Mehl geriebenen Fischen. Die Polarvölker trocknen sie an der Luft, essen sie wie Brod, und füttern ihre Kühe und Hunde damit. Und welch eine wichtige Nahrungsquelle ist nicht der Fischfang auch unter gebildeten Völkern! Wie vielen hunderttausend Menschen giebt nicht der Stockfisch-, Herings- und Sardellenfang, und der Handel mit diesen Fischen, Beschäftigung und Verdienst! (In England sind allein mit dem Stockfischfange 20,000 Seeleute beschäftiget) Welch einen wichtigen

Bey-

Beytrag zur Sättigung des Menschengeschlechts geben nicht die Fische, frisch, getrocknet und eingesalzen! Aus den Gedärmen, Blasen und andern schleimigten Theilen der Störe oder Hausen, wird die bekannte Hausenblase, aus der Hayhaut der schönste Chagrin (Schagräng), aus der Haut des Sägefisches Sohlleder gemacht; und wer kennte nicht den großen Handel, der mit Fischthran getrieben wird?

d) Amphibien,

Deren Zahl sich nur auf etwa 370 Arten erstreckt, haben nicht, wie die bisher genannten Thierklassen, warmes, sondern kaltes, jedoch rothes Blut. Sie athmen gleichfalls durch Lungen; haben aber ein knorpelartiges Knochengerüste; pflanzen sich größtentheils durch Eyer fort; brüten sie aber nicht, wie die Vögel, und säugen die lebendig gebornen nicht, wie die Säugthiere, sind unbehaart und unbefiedert, und leben größtentheils abwechselnd im Wasser und auf dem Lande, daher sie auch den Namen Amphibien oder beyd-lebige Thiere führen. Die meisten häuten sich mehrmals, wie die Schlangen, und einige leiden auffallende Verwandlungen, wie die Frösche. Man hat sie in schwimmende, schleichende und kriechende eingetheilt.

1) Zu den schwimmenden Amphibien gehören die Neunaugen, die Rochen, die Hayfische, die Stachelbäuche, die Meerpferde, die Seedrachen, der Stör und der Hausen. Aus der Schwimmblase der beyden letztern wird ein Leim gemacht, der Hausenblase heißt. Der Hayfisch ver-

verschlingt Menschen, wenn er Gelegenheit dazu hat, und zeichnet sich sowohl durch seine Größe, als durch seine unersättliche Gefräßigkeit aus.

2) Die schleichenden Amphibien nennt man gewöhnlich Schlangen. Unter ihnen bemerken wir uns die Riesenschlange, die Klapperschlange, die Viper, die Natter und die Otter als die gefährlichsten. Die Hausschlange und Blindschleiche sind unschädlich. Erstere hält sich gerne in und bey den Wohnungen der Menschen, und letztere an den Wällen und unter Haselnußsträuchern auf.

3) Kriechende Amphibien sind die Schildkröten, die Frösche, die Kröten, das Krokodil, der Salamander, das Chamäleon, der Molch, der Basilisk, die Eidechse und der fliegende Drache. Letzterer hält sich in Asien, Afrika und Amerika, und zwar auf Bäumen, auf. Er nährt sich von Insekten, ist unschädlich, hat nur einen Kopf und kein Glied. Auch der Basilisk und die gemeine Eidechse sind unschädliche Thiere. Das Chamäleon wechselt seine Farbe. Dem Molche wachsen verlorne Gliedmaaßen wieder. Der Salamander weiß sich unbeschädigt aus dem Feuer zu helfen. Das Krokodil frißt Menschen und Thiere. Die Kröte ist ein eckelhaftes und verdächtiges Thier. Einige Frösche werden gegessen. Der Laubfrosch, von grasgrüner Farbe, ist ein guter Wetterprophet. Das Fleisch der Schildkröte wird gegessen. — Die Amphibien verhindern die allzugroße Vermehrung der Insekten. Einige sind durch ihr

Fleisch den Menschen nützlich. Von manchen erhalten wir kräftige Arzneyen. Das Gift, welches einigen unter ihnen eigen ist, ist denselben zur Vertheidigung gegeben.

6) Insekten.

Die Insekten haben ihren lateinischen Namen (Insekten, zu deutsch Kerbthiere) von ihren Einschnitten, die an mehreren Gattungen derselben, z. B. an Käfern, Schmetterlingen, Krebsen ꝛc. sehr stark in die Augen fallen. Das Heer der Insekten wird von Naturkennern in folgende 7 Ordnungen eingetheilt:

1) Insekten mit ganzen hornartigen Flügeldecken. Diese werden im gemeinen Leben Käfer genannt. Einige der bekanntesten sind: der Maykäfer, Todtengräber, Brachkäfer, Johanniskäfer, der Ohrwurm, der Goldkäfer, die spanische Fliege, die Todtenuhr.

2) Insekten mit halben Flügeldecken. Diese nennt man Halbkäfer, zu welchen man die Grashüpfer, die Hausgrille, die Lammheuschrecke, die Zugheuschrecke, die Wanzen, die Blattläuse, die Cochenille und die Gummilackschildlaus zählt.

3) Insekten mit 4 bestäubten Flügeln. Man nennt sie Schmetterlinge. Mit diesen Insekten geht die merkwürdige Veränderung vor, welche man ihre Verwandlung nennt. Die weiblichen Schmetterlinge legen kleine Eyer, aus welchen wurmähnliche Thierchen hervorkommen, die man Raupen heißt. Diese beschäfti-

tigen sich nur mit Fressen, und verändern sich endlich, nachdem sie ausgewachsen sind, in scheinbar neue und äusserlich leblose Geschöpfe, die man Puppen nennt. Nachdem das in diesen Puppen enthaltene Thierchen allmählig die Raupengestalt abgelegt und die Bildung von dessen Eltern angenommen hat, zersprengt es seine Puppenhülle und fliegt, nach Verlauf einer kurzen Zeit, in vollkommener Gestalt, als Schmetterling davon. Unter allen Schmetterlingen ist der Seidenspinner der nützlichste. Er heißt so, weil seine Raupe die Seide spinnt, aus der so viele schöne Zeuge verfertiget werden. Diese höchst nützliche Raupe heißt Seidenwurm.

4) Insekten mit netzartigen Flügeln sind: die Wasser- oder Flußjungfern oder Nympfen, die Eintags- und die Stundenfliege, und der Ameisenlöwe. Letzterer beweiset bey dem Fange der Ameisen eine merkwürdige Geschicklichkeit. Die Eintagsfliege wird kaum Einen Tag, und die Stundenfliege kaum Eine Stunde alt.

5) Insekten mit 4 häutigen durchsichtigen Flügeln. Dahin gehören die Bienen, die Hummeln, die Wespen und die Ameisen. Die Hornisse ist die größte, und die Eichenblattgallwespe die nützlichste unter den Wespen; letzterer verdanken wir die Galläpfel. Doch sind die Bienen noch weit merkwürdigere und nützlichere Thiere. Warum?

6) Insekten mit 2 Flügeln sind: die Fliegen, die Bremsen und die Mücken.

7) Insekten ohne Flügel sind: Läuse, Flöhe, Milben, Spinnen, Skorpione und Krebse. Von jeder Art dieser Insekten giebt es wiederum verschiedene Abarten. So hat z. B. fast jedes Thier seine eigene Art Läuse. Gott schuf die Insekten; sie müssen also nützlich seyn. Je mehr wir uns mit ihnen bekannt machen, je mehr werden wir von ihrer Nützlichkeit und Unentbehrlichkeit in der Natur überzeugt. Einige werden von den Menschen gegessen, z. B. —; andere dienen den Vögeln, Fischen und Amphibien zur Speise. Einige bereiten uns viele sehr nützliche Sachen, z. B. die Bienen, die Seidenspinner, die Gallwespen, die Schildläuse u. s. w. Manche geben uns die kräftigsten Arzneyen, z. B. die spanischen Fliegen u. s. w. Andere befördern die Vermehrung und Befruchtung der Gewächse; wer weiß auf welche Weise? — Und noch viele andere haben vom Schöpfer den Auftrag erhalten, Unrath und Aeser zu verzehren oder zu begraben. Warum wohl? —

f) Würmer.

Zu den Würmern zählt man nicht etwa bloß die Regen- und Eingeweide-Würmer, sondern alle Thiere, welche weißes Blut und keine gegliederten Füße haben, sie mögen nackt oder mit einer Schaale bekleidet seyn, in der Erde, im Wasser oder in Thierkörpern leben. Sie erleiden keine Verwandlung, wie die Insekten. Die meisten pflanzen sich durch Eyer, wenige durch lebendige Junge, noch weniger durch

Ar-

Arten von Ablegern fort. Sie leben von allen 3 Reichen der Natur; einige sogar von Kalk und anderem Gesteine. Man zählt 4000 Arten, und kann sie in 5 Ordnungen theilen.

1) Nackte Würmer: a) Ohne Gliedmaßen. Der Spul- oder Darmwurm, der Afterwurm, der Bandwurm, der Blasenwurm, die Schafegeln. Alle diese wohnen in Körpern anderer Thiere. Ausser denselben leben: die Regenwürmer, Fadenwürmer, Blutegeln u. s. w. b) Mit Gliedmaßen (die sogenannten Schleimwürmer). Zu diesen gehören die nackten rothen und schwarzen Wegschnecken, die Meerasseln, der Tintenwurm u. a. m.

2) Muschelwürmer mit 2 Schalen; sämmtlich Wasserthiere: z. B. die Perlmuschel, die Auster, die Malermuschel ꝛc. Es giebt Muscheln so klein wie ein Sandkorn, und andere die mehrere Zentner wiegen.

3) Schnecken, einschalig, mit einem Gewinde von verschiedener Form. Sie leben theils auf dem Lande, theils im Wasser. Unter letzteren findet man viele von so ausserordentlicher Schönheit, daß man manche um mehrere hundert Gulden bezahlt, und in Naturalien-Sammlungen aufbewahrt. Am bekanntesten ist bey uns, ausser der einheimischen Garten- und Ringelschnecke, eine kleine Art von Porzellanschnecken, das sogenannte Otterköpfchen, mit dem man Zäume verziert.

4) Rindenwürmer. See-Igel, Seesterne ꝛc. mit verschieden geformter rindenartigen Bedeckung.

5)

5) Gallertwürmer. Sie sitzen theils an festen, von ihnen selbst erzeugten Körpern, z. B. an Korallen, an Badeschwämmen ꝛc.; theils hängen sie sich blos an fremde Körper, Steine, Blätter, wie die Polypen; theils schwimmen und kriechen sie, in unsichtbarer Kleinheit, in allerley Feuchtigkeiten, wie die Kleisterälchen; Essigälchen ꝛc.

Ausserordentlich ist die Lebensdauer mancher Wurmgattungen. Die Kleisterälchen können ein ganzes Jahr lang mit dem Kleister vertrocknet stehen. Feuchtet man ihn an, so leben sie wieder auf. Die Polypen kann man in viele Stücke theilen, und jedes Stück lebt und wächst einzeln fort.

Der Nutzen, den die Würmer uns leisten, ist größtentheils mittelbar. Nur wenige ißt man, wie die Austern und Schnecken; den Blutegel gebraucht man zum Blutabzapfen; aus den Perlenmutter-Muscheln und Schnecken, so wie aus den Korallenästen, macht man allerley Kunstarbeiten; die Perlen, ein kostbarer Putzartikel, wachsen in dem Wurme der Perlenmuschel; der Badeschwamm (Erzeugniß und Wohnung einer Art von Gallertwürmern) ist fast allen Familien ein Bedürfniß zur Reinigung der Kinder.

2) Das Pflanzenreich.

Ungemein groß ist die Anzahl der verschiedenen Arten der Pflanzen oder Gewächse. Man kennt über 100,000 derselben. Einige von denselben

selben, z. B. die Gewächse, von welchen wir das Obst bekommen, haben einen holzigen Stamm, holzige Aeste und eine solche Wurzel, und heißen Bäume. Andere Pflanzen, z. B. der Stachelbeerbusch, haben nicht einen, sondern mehrere holzige Stämme, sind im Ganzen kleiner als die Bäume, und heißen Sträucher, oder auch wohl, besonders wenn sie sehr klein sind, Stauden. Der Haselbusch gehört nicht zu den Bäumen, sondern zu den Sträuchern. Warum? — Das kann ich aber nicht von dem Klee sagen, denn er hat einen weichen, saftigen Stengel; und Gewächse, die dieses haben, nennt man Pflanzen oder Kräuter. Wenn ich im Frühjahre auf die gehörige Weise eine gute Kartoffel in die Erde lege, so treibt sie weder einen Baum noch einen Strauch, sondern ein Kraut hervor. Der Buchwaizen gehört zu den Kräutern; aber nicht der Waizen, denn dieser hat einen hohlen knotigen Halm, der mit langen, schmalen Blättern versehen ist. Pflanzen, bey denen dieses auch so ist, heißen Gräser. Die Nelke gehört zu den Gräsern. Warum? — Die Gräser, die Kräuter, die Sträucher und Bäume blühen, und ihre Blüthen lassen sich mehrentheils leicht erkennen; daher heißen sie Pflanzen mit kenntlicher Blüthe. Dahin gehören aber nicht alle Gewächse; denn bey einigen, z. B. bey den Pilzen, ist die Blüthe entweder gar nicht, oder doch nur undeutlich zu erkennen, und daher heißen sie Pflanzen mit unkenntlicher Blüthe. Solche sind die Farrenkräuter, die Moose und Schwämme.

a) Bäume und Sträucher.

Es giebt viele Bäume und Sträucher, welche nutzbare Früchte liefern, und daher Fruchtbäume und Fruchtsträucher genannt werden. Wir erhalten von ihnen z. B. Aepfel, Birnen, Zwetschen, Kirschen, Pfirsichen, Aprikosen, Nüße, Feigen, Zitronen, Pomeranzen, Kastanien, Kokusnüsse, Mandeln, Brodfrüchte, Oliven, Kaffeebohnen, Weintrauben, Baumwolle u. s. w. Für unsere Gegenden sind die Obstbäume die nützlichsten Fruchtbäume, denn ihre Früchte geben eins der gesundesten Nahrungsmittel ab. Aprikosen und Pfirsiche sind sehr köstliche Baumfrüchte, die auch in unserem Vaterlande gezogen werden. Feigen und gute Kastanien sind für viele Bewohner wärmerer Länder die tägliche Nahrung, so wie es die Kokusnüsse und Brodfrüchte für die Einwohner anderer Erdtheile sind. In den Kokusnüssen, die die Größe eines kleinen Kindskopfes haben, ist ein Milchsaft enthalten, der als ein nährendes und erquickendes Getränk genossen wird. Sie wachsen auf einem Baume der die Kokuspalme heißt. Aus den Brodfrüchten wird ein weißes, lockeres und wohlschmeckendes Brod bereitet. Die Bäume, auf welchen diese herrlichen Früchte wachsen, heißen Brodfruchtbäume. Sie tragen so reichlich, daß 3 von ihnen hinreichend sind, einen Menschen das ganze Jahr hindurch zu ernähren. Aus den Früchten des Oelbaums, den Oliven, wird das Baumöl gepreßt, das in Europas südlichen Ländern, so wie auch in Asien und Afrika so gebraucht wird, wie hier die

Butz

Butter. Die Zitronen, Pomeranzen, Lorbeeren, Muskatennüße, Mandeln und der Pfeffer sind ebenfalls Baumfrüchte, die aber nicht, wie die vorigen, zur Nahrung, sondern vielmehr als Zuthaten zur Erhöhung des Wohlgeschmacks an den Speisen und Getränken benutzt werden. Die Kaffeebohnen und die Weintrauben liefern bekannte Getränke; erstere sind die Kerne von den kirschenähnlichen Früchten eines Bäumchens, der in Arabien und in beyden Indien in großer Menge wächst. Das Getränk, welches aus ihnen bereitet wird, ist mehr beliebt als gesund. Die Weintrauben sind die Früchte des Weinstocks; ausgepreßt geben sie den Wein, und getrocknet die Rosinen oder Weinbeeren. Zur Kleidung ist die Baumwolle ein sehr wichtiges Geschenk der Natur. Sie wächst nicht allein auf Bäumen, sondern auch auf Sträuchern und Kräutern; ist in den Saamenkapseln dieser Gewächse enthalten, und quillt aus denselben zur Zeit der Reife hervor. Aus der Baumwolle werden viele schöne Zeuge verfertigt, z. B. — die wir aber entbehren können, da wir gute Wolle und guten Flachs haben.

Zu den Bäumen, die uns durch ihr Holz besonders nützlich werden, und Forstbäume heißen, gehören die Eichen, die Buchen, die Ellern, die Eschen, die Weiden, die Pappeln, die Linden, die Birken, die Kiefern, die Fichten, die Tannen, die Palmen, die Zedern, die Lerchenbäume, der Buchsbaum, das Ebenholz, das Mahagoni-, Brasilien- und Campecheholz. Viele unter diesen Bäumen wachsen auch in un-

serm Vaterlande, z. B. — Wozu nützt die Eiche? die Buche? die Eller? die Esche? u. s. w. Die Kiefern, Fichten, Tannen und Lerchenbäume gehören nicht zu den Laubhölzern, d. h. zu den Bäumen, die Laub oder breite Blätter tragen; sondern zu den Nadelhölzern, weil ihre Blätter schmal und spitzig sind, und wie Nadeln stechen. Die Nadelhölzer wachsen vorzüglich in nördlichen Ländern und geben gute Mastbäume, Balken, Bretter und Latten. Auch wird aus einigen derselben Theer gebrannt, der, wenn er eingekocht und getrocknet ist, auch Pech heißt. Unter den andern ausländischen Bäumen bemerken wir uns: das pechschwarze Ebenholz, das braunrothe Mahagoniholz, das Brasilien- und das Kampecheholz, von welchen die beyden letztern Arten vorzüglich zum Färben, und die ersteren besonders zur Verfertigung kostbarer Hausgeräthe benutzt werden.

Von einigen Bäumen und Gesträuchen benutzen die Menschen Blätter und Rinde. So z. B. besteht der kostbare Thee aus den Blättern des Theestrauchs, der nur allein in China und Japan zu finden ist; und die Sennesblätter kommen von einem niedrigen Strauche, der in südlichen Ländern angetroffen wird. Der Kork ist die Rinde eines Eichbaums, der in Südeuropa wächst. Vom Zimmetbaum erhalten wir die Zimmet- und von einem andern Bäumchen in Amerika die Chinarinde. Erstere ist als Gewürz und letztere als eins der wirksamsten Arzneymittel bekannt. Wozu die Eichenrinde benutzt wird, brauche ich euch wohl nicht erst zu sagen.

Von

Von manchen Bäumen und Sträuchern werden auch noch manche andere Theile benutzt; z. B. vom Gewürznelkenbaum und Kappernstrauche die Blumenknospen, von der Sagopalme das Mark zu der Sagosuppe, und von dem Zuckerrohre der Saft, woraus in Amerika Zucker bereitet wird u. s. w. Der Baum ist also ein sehr wichtiges Geschenk von Gott, und es ist Sünde, auch nur einen einzigen muthwillig zu beschädigen.

h) Kräuter oder Pflanzen.

Einige Pflanzen machen wichtige Handelsartikel aus, und werden daher mehrentheils in großer Menge auf dem Felde gebaut. Dahin gehören: der Rübsamen, der Hopfen, der Senf, der Flachs, der Hanf, der Mohn, der Tabak, der Waid, die Scharte, der Wau, der Saflor, der Safran, der Krapp und der Indigo. Der Krapp kann auch in unserm Vaterlande gedeihen. Aus dem Saamen des Mohns, des Hanfs, des Flachses, des Senfs und des Rübsaamens wird Oel geschlagen. Wozu diese Pflanzen sonst nützen, ist uns allen bekannt. Aus der Mohnpflanze wird auch das Opium gewonnen. Die Blätter des Tabaks werden zu — und — tabak verarbeitet u. s. w. Außer diesen Pflanzen werden auch Erbsen, Bohnen und Linsen auf dem Felde gebaut.

Eben so nützlich, als diese Handlungsgewächse, sind folgende Garten- oder Küchenkräuter, die entweder als Speisen, oder als Gewürze an denselben benutzt werden. Als Speisen

sen werden gebraucht: der Weißkohl, der Blumenkohl, der Würsingerkohl, der gemeine Kohl, Kohlrabi, Steckrüben, Mayrüben, gelbe Rüben, Erbsen, Bohnen, Erdbeeren, Sauerampfer, Schwarzwurzeln, Kartoffeln und so viele andere. Als Gewürze an den Speisen werden gebraucht: die Zwiebeln, Schalotten, der Knoblauch, Porre, Sellerie, Mayoran, Thymian, Anis, Kümmel, Koriander und eine Menge anderer. Auch gehören zu den Gartengewächsen die verschiedenen Arten der Blumen, z. B. —

Die Küchengewächse werden vorzüglich für die Menschen, die Futterkräuter besonders für das Vieh gebaut. Von diesen sind die hauptsächlichsten, der rothe und der weiße Klee, die Essparsette, die Luzerne, der Ackerspergel, die Wicken, die Runkelrüben und die große Brennnessel. Aus den Runkelrüben kann Syrup und Zucker, und aus der gedachten Nessel feine Leinwand (Nesseltuch) gemacht werden. Manche Kräuter werden auch zur Heilung der Krankheiten gebraucht, und heißen Arzneykräuter. Dahin gehören: die Rhabarber, die Kamille, der Löwenzahn, Baldrian, Sauerklee, das Löffelholz, die Schafgarbe und das Süßholz, aus dem der Lakritzensaft, (Bärenzucker) bereitet wird.

Von diesen Kräutern unterscheiden sich die Giftpflanzen, deren Genuß die gefährlichsten Krankheiten und oft augenblicklichen Tod nach sich zieht. Die gewöhnlichsten Giftpflanzen sind: der Schierling, das Bilsenkraut, das Eisenhütchen, der Stechapfel, die Belladonna, die Wolfsmilch und das Sumpfläusekraut. Letzteres ist ei=

eine buschigte Pflanze von rothbräunlichem Ansehen, die auf den Wiesen wächst und dem Vieh gefährlich werden kann, wenn sie nicht ausgezogen wird. Die Wolfsmilch ist mit einem milchweißen Safte angefüllt, der, wenn die Pflanze beschädigt wird, augenblicklich hervortritt. Das Eisenhütchen ist eine den Rittersporneн ähnliche schöne blaue Blume, die häufig in den Gärten angetroffen wird. Gefährlichere Giftpflanzen sind folgende: Die Belladonna, auch Wolfskirsche und Tollbeere genannt, hat eine schmutzig rothe Blume, und eine den Kirschen ähnliche, glänzend schwarze Frucht. Der Stechapfel trägt eine stachlichte, der wilden Kastanie ähnliche Frucht. Das Bilsenkraut hat eine blaßgelbe Blume, haarige, weiche und klebrige Blätter und Stengel. Die Samenkapsel dieser gefährlichen Pflanze ist mit einem Deckel versehen, der zur Zeit der Reife aufspringt. Eben so gefährlich ist der Schierling, von welchem es 3 verschiedene Sorten giebt, nämlich: den kleinen, den gefleckten und den Wasserschierling. Der kleine Schierling ist der Petersilie sehr ähnlich, und kann leicht mit derselben verwechselt werden, besonders da er auch oft unter diesem Küchenkraute wächst. Seine Blätter glänzen auf der unteren Seite. Der gefleckte Schierling wächst viel größer, und verräth sich durch einen widrigen Geruch und durch die braunrothen Flecke an seinen Stengeln. Der Wasserschierling gedeiht gerne auf nassem Grunde, und ist der giftigste Schierling.

c) Gräser.

Gräser sind Gewächse, welche einen hohlen, oder doch nur mit einem schwammigen Mark ausgefüllten, meist mit Knotenabsätzen versehenen Halm, und schmale, stiellose Blätter haben, die den Halm bey jedem Knoten umschließen. An einigen, wie z. B. bey den Nelken oder Grasblumen wachsen aus den Knoten, wenn sie in die Erde gelegt werden, Wurzeln hervor. In die Klasse der Gräser gehören aber nicht nur die Nelken, das Anger- und Wiesengras, sondern auch alle Schilf- und Getreidarten.

1) Getraidegattungen. Der Waizen, der Rocken, der Dinkel, die Gerste, der Mays oder das Welschkorn, der Reis, der Haber, die Hirse (Brein) sind bey uns einheimisch.

2) Futtergräser. Das Riedgras, die Tresp-Arten, wozu auch die Schmellen und Quecken gehören, der Wiesenfuchsschwanz, das Glanzgras, das Rauchgras, das Honiggras, der Schwingel und der Lolch, zu welchem auch das sogenannte Tollkorn gehört. Die Erdmandel ist gleichfalls eine Grasgattung.

3) Rohrgattungen. Das Schilfrohr, das Bambusrohr, 50—60 Fuß hoch, der Kalmus, das Zuckerrohr.

4) Binsengattungen. Die Sumpfbinse, die Waldbinse, die Weiherbinse ꝛc.

5) Blumengräser. Die Gartennelke, die Federnelke, die Karthäusernelke, die Feuernelke, die Blutnelke ꝛc.

4)

d) Flechten oder Moose.

Die Moose und Flechten, welche nicht nur auf schattigem Boden und auf dem Grunde der Gewässer, sondern auch an vielen andern festen Körpern, an Bäumen, Steinen, Knochen ꝛc. wachsen, sind von sehr verschiedener Gestalt und Farbe. Wenn man sie getrocknet hat, und nach etlichen Jahren wieder mit Wasser befeuchtet, so grünen sie neu auf. Sie erreichen fast alle ein hohes Alter.

So unwillkommen uns die Moose an Bäumen, in Gärten und auf Wiesen sind, so nützlich sind sie doch in gar mancher andern Hinsicht. Auf hohen Gebirgen saugen sie aus den über sie hinziehenden Wolken Wasser ein, lassen es von Moos zu Moos allmählich ins Thal träufeln, und befördern dadurch die Fruchtbarkeit der Wiesen. Sie schützen den Boden der Wälder vor allzustarkem Froste, und bedecken besonders die jungen Holzkeime und Grasspitzen vor Kälte. Sie bewahren hohe Berge vor dem Verwittern, und die Bäume auf ihnen vor dem Einsturze. sie liefern selbst, wenn sie verwesen, eine Erdschichte, in welcher nützliche Pflanzen andrer Art gedeihen. Zum Einpacken zerbrechlicher Waaren sind sie vortrefflich, und die weichern Sorten, wenn sie an der Sonne gedörrt, und von zu harten Theilen gereinigt werden, lassen sich statt der Roßhaare zum Ausstopfen, und statt der Federn im Unterbette sehr gut benützen. Aus dem Moose baut man sogenannte Mooshütten mit Moosbänken, und viele Thiere bereiten daraus ihre Nester. Endlich sind

man=

manche Moose vortreffliche Arzneymittel, Färbestoffe und Nahrungsmittel für wilde Thiere, wie das auch in Deutschland häufig wachsende isländische Moos.

e) Schwämme.

Fleischartige Gewächse ohne Blätter, die zum Theil in einer einzigen Nacht zu ihrer ganzen Größe heranwachsen, und nach wenig Tagen wieder zu Grunde gehen. Ihre Entstehungsart ist noch nicht entschieden. Sie wachsen theils unter, theils auf der Erde, theils an hunderterley andern Körpern. Auch der Schimmel gehört zu den Schwämmen.

1) Unter der Erde wächst unter andern die bekannte eßbare Trüffel, als Knollenschwamm.

2) Ueber der Erde: die Morchel (Maurache), der Schampinjong u. s. w. Verschiedene Schwämme sind giftig, und die meisten ungenießbar. Einer der giftigsten ist der schöne rothe mit weißen Warzen bedeckte Fliegenschwamm. Der kugelrunde Bovist oder Staubpilz enthält einen den Augen und der Lunge schädlichen Staub.

3) Der Zunderschwamm wächst ohne Stiel an Bäumen, wird mit Urin und Pottaschenlauge gebeitzt, und nachher weich geklopft.

3) Das Steinreich. (Mineralreich.)

In dieses faßt man alle natürlichen (ohne Kunst entstandenen) Körper zusammen, die weder Thier noch Pflanze sind. Jedoch werden al-

le leblose Körper ausgenommen, die von Thieren verfertigt werden, oder aus Thieren und Pflanzen entstehen, wie z. B. Baumharz, Muscheln, Korallen ꝛc.

Wir bemerken uns die verschiedenen Erd- und Steinarten, die Salze, die Erdharze und die Metalle.

a) Zu den Erd- und Steinarten gehören: die Gartenerde, der Sand, die Thonarten, der Gyps, der Kalk, die weiße und die rothe Kreide, der Mergel, der Schiefer, der Wetzstein, die Feuer- und Flintensteine, der Marmor, der Alabaster, der Meerschaum, der Sandstein und der Diamant. Letzterer ist ein kostbarer Edelstein und dient zum Glasschneiden. Aus dem Sandsteine macht man Mühl- und Schleifsteine. Der Sand-, der Kiesel- und der Feuerstein dienen zur Verfertigung des Glases. Aus dem Meerschaume werden Pfeifenköpfe, und aus dem Thon Dach- und Mauersteine gemacht. Der Mergel nützt auf dem Lande. Aus den Schiefersteinen sind unsere Rechentafeln verfertigt. Kurz, die Erd- und Steinarten leisten uns unzählige Dienste.

b) Unter den Salzen sind das Quell-, Meer-, Stein- und Glaubersalz, der Borax, der Salmiak, der Vitriol, der Alaun, der Salpeter und das Laugensalz die vorzüglichsten. Aus Kohlen und Salpeter wird Schießpulver verfertigt. Alaun und Vitriol gebraucht man zum Färben. Der Borax wird beym Schmelzen und Löthen, und das Glaubersalz als Arzney benutzt. Laugensalz wird aus der Asche verbrannter Ge-

wächse gewonnen, und zu sehr verschiedenen Zwecken angewandt.

c) Die Erdharze, oder brennbare Mineralien, sind folgende: der Schwefel, der Torf, die Steinkohle, der Bernstein, das Reisbley, der Ambra und das Bergöl. Der Bernstein ist theuer, und wird vorzüglich zum Schmucke gebraucht. Er giebt auch, auf glühende Kohlen gelegt, einen angenehmen Geruch, worin ihn aber noch der Ambra übertrifft. Des Schwefels bedient man sich zur Bereitung des Schießpulvers, und des Reißbleyes, zur Verfertigung der Bleystifte. Der Torf und die Steinkohlen ersetzen in manchen Gegenden das Brennholz.

d) Zu den Metallen, und zwar zu den edlen, gehören: Gold, Silber und Platina, und zu den unedlen: Kupfer, Eisen, Zinn, Bley, Quecksilber, Kobalt, Arsenik, Zink, Wismuth, Spießglas und Braunstein. Letzterer wird zur Reinigung des Glases, und der Arsenik, der das stärkste Gift in der Natur ist, zur Schmelzung schwerflüssiger Metalle benutzt. Das Spießglas hat eine silberweiße Farbe und wird bisweilen als Arzney gebraucht. Das Quecksilber wird auf mancherley Weise benutzt. Zinn und Bley verarbeitet der Zinngießer zu mancherley Gefäßen, in welchen aber keine saure Speisen und Getränke stehen müssen, weil die Säure aus solchen Gefäßen Gift entwickelt. Aus eben diesem Grunde dürfen solche Speisen und Getränke auch nicht in kupfernen Gefäßen aufbewahrt werden. Das Eisen ist das nützlichste Metall. Oefen, Kessel, Töpfe, Pfan-

nen

nen, Messer, Scheeren, Sägen und tausenderley Dinge werden daraus verfertigt. Gold und Silber wird von den Goldschmieden zu Schnallen, Knöpfen, Löffeln u. s. w. verarbeitet; hauptsächlich aber wird es zur Schlagung des Geldes benutzt. Platina ist ein weißes Gold, und noch bis jetzt nur selten anzutreffen.

IV.

Von dem Menschen.

Vorzüge des Menschen.

Vergleiche dich selbst mit einem Thiere; das Thier geht gebückt, du gehst aufrecht; das Thier kann nur vor sich sehen, du kannst auch über dich und um dich sehen, kannst den Himmel mit seinen Sternen, kannst die Sonne und den Mond betrachten; du hast Hände, aber kein Thier hat Hände; und wie nützlich sind dem Menschen seine zwey Hände! Er kann damit schreiben, zeichnen, schnitzen, mahlen, nähen, drechseln, die Pferde regieren, das Brod backen, säen, erndten u. dgl. m.; der Mensch kann sprechen, das Thier nicht; und wie gut ist es für uns, daß wir sprechen können! Durch die Sprache geben wir Andern unsere Gedanken, Wünsche und Bitten, unsere schmerzlichen und unsere angenehmen Empfindungen zu erkennen. Könntest du nicht sprechen, so würdest du in der Krankheit dem Arzt nicht sagen können, was dir fehlt, und er könnte dir dann auch nicht helfen.

Der Mensch kann 60, 70 und 80, ja 90 und 100 Jahre alt werden. Die meisten Thiere werden nicht halb so alt. Nur sehr wenige erreichen ein eben so hohes Alter, als der Mensch; aber doch einige, z. B. Elephanten, Schildkröten und Adler.

Der Mensch hat mehr Lebenskraft, als die Thiere; sein Körper erträgt die größten Beschwerden und die empfindlichsten Schmerzen.

Der Mensch kann in allen Ländern der Erde und in jeder Luftart (Himmelsstrich, Klima) leben und ausdauern, in der warmen, kalten und heißen; das Thier aber stirbt, oder wird klein und schwächlich, und verliert seine Schönheit und seine Stärke, wenn es aus seinem Vaterlande nach einem fremden Lande hingebracht wird. Nur wenige Thiere können in jedem Himmelsstriche leben. Auch hieran zeigt sich die größere Lebenskraft des Menschen.

Das Thier kann sich zwar auch, wie der Mensch, willkührlich (wie es will) von einem Orte zum andern bewegen; aber so mannichfaltige und so künstliche Bewegung, wie der Mensch, kann es doch mit seinem Körper nicht machen. Wie langsam und schwerfällig bewegen sich Bären, Affen und Hunde, wenn man sie auch noch so künstlich zum Tanzen abgerichtet hat; und wie ungeschickt und häßlich sehen sie dabey aus. Der Mensch kann sogar, ohne zu sprechen, bloß durch die Bewegungen seines Körpers, besonders der Hände, des Kopfs und der Augen, Andern seine Gedanken und Wünsche zu verstehen geben; er kann die Gebehrden-

sprache reden. Höchstens kann der Hund durch Krümmen seines Körpers und Kriechen seine Furcht und Angst, und durch das Wedeln mit dem Schwanze seine Freude zu erkennen geben.

Auch das Thier kann für sein Leben, seine Erhaltung und Sicherheit sorgen, kann sich gegen Gefahren und Angriffe schützen; aber bey weitem nicht auf so mannichfaltige Art, wie der Mensch. Dieser hat unzählige Mittel, sein Leben zu schützen, und zu erhalten. Er baut sich feste Wohnungen, worin er vor dem Angriff der wilden Thiere gesichert ist, und sich zugleich vor Kälte, Hitze, Regen und Wind schützen kann. Er kennt so viele Kräuter und Pflanzen, welche die Kraft haben, Krankheiten zu heilen oder ihn davor zu bewahren. Er kann sich durch Dämme gegen die Ueberschwemmungen des Meeres und der Flüsse, durch Gewitterableiter gegen die Verwüstung des Blitzes, durch Vorrathshäuser gegen Mangel und Hungersnoth, durch Kleidung gegen Kälte und Regen schützen.

Wenn du einem hungerigen Hunde Gras hinwirfst, wird er es fressen? Aber welches Thier wird es gerne fressen? Wie kommt es, daß kein Hund Gras frißt, und kein Pferd Fleisch? Weiß der Hund, daß ihm das Gras schädlich, und das Fleisch nützlich ist? Nein, er weiß es nicht; aber er hat von Natur einen Trieb zum Fleischessen, und einen Widerwillen gegen Gras und Kräuter. Jedes Thier hat von Natur einen Trieb zu Allem, was ihm dienlich, und einen Widerwillen gegen Alles,

ihm schädlich ist. Auch zu gewissen Handlungen, die zu ihrer Erhaltung nothwendig sind, haben alle Thiere von Natur einen Trieb. So haben alle Vögel einen Trieb, sich Nester zu bauen und zu fliegen; die Fische, und auch die Enten, Gänse und Schwäne haben den Trieb, zu schwimmen; die Katzen, zu klettern und die Mäuse zu fangen; die Hunde, zu jagen, u. s. f. Viele Vögel haben den Trieb, von uns wegzuziehen, wenn der Winter herankömmt, weil sie im Winter nicht Nahrung bey uns finden würden.

Auch die Menschen haben von Natur Triebe, d. h. angeborne Fertigkeiten, etwas zu begehren und zu thun. Des Mittags empfindet der Mensch einen Trieb zum Essen, des Abends, wenn er müde ist, zum Schlafen. Kein Mensch würde gern eine lange Zeit allein seyn, denn alle Menschen haben einen Trieb, in Gesellschaft mit ihres Gleichen zu leben. Alle Kinder ahmen das nach, was die Erwachsenen vor ihren Augen thun; denn die Menschen haben einen Nachahmungstrieb.

Manche von den Trieben, welche die Menschen haben, bemerkt man auch an einigen Thieren, z. B. den Trieb, mit ihres Gleichen in Gesellschaft zu leben. Die Bienen, die Ameisen, die Bieber, die Affen leben in großen Gesellschaften bey einander. Die Gemsen, welche mit unsern Ziegen viel Aehnlichkeit haben, gehen immer in Gesellschaft auf Nahrung aus, und stellen Schildwachen aus, welche die andern durch ein starkes Pfeifen vor einer drohenden

den Gefahr warnen müssen. Alle Zugvögel, und besonders die Kraniche, ziehen in Gesellschaft fort, und geben in der Ferne durch ein rauhes Geschrey sich einander zu erkennen, um nicht getrennt zu werden. Sie fliegen in einer bestimmten Ordnung, und diejenigen, welche vorne fliegen, werden nach einiger Zeit von den hintersten abgelöst.

Die menschlichen Gesellschaften sind aber doch viel ordentlicher eingerichtet, und dauern länger, als die der Thiere. Die Menschen leben bey einander in Städten und Dörfern, um sich bey ihren Arbeiten und in der Noth zu unterstützen, sich gemeinschaftlich gegen Gefahren und Unglücksfälle, besonders auch gegen die wilden Thiere zu schützen, so daß Einer für des Andern Sicherheit und Wohlfahrt sorgt.

Die Verbindungen oder Gesellschaften, in welchen die Menschen leben, sind ferner sehr mannigfaltig. Vom ersten Augenblicke seines Lebens an lebt der Mensch in Verbindung mit seinen Eltern und Hausgenossen. Wenn er anfängt, seinen Verstand zu gebrauchen, so tritt er mit Lehrern und Mitschülern in Verbindung, dann auch mit Freunden, Nachbarn und Mitbürgern, oder Landsleuten, mit Vorgesetzten und Gönnern, mit seiner Obrigkeit.

Manche Menschen leben, wegen des Geschäftes, das sie betreiben, in besonders vielen und weitläufigen Verbindungen. Der Kaufmann steht mit Menschen in allen Theilen der Erde in Verbindung; denn er bekommt seine

Waa-

Waare aus verschiedenen und weit entfernten Ländern, z. B. Zitronen und Pomeranzen aus Italien, Wein aus Spanien und Frankreich, Kaffee aus Amerika und Asien, oft mehrere tausend Meilen weit; Eisen aus Schweden, Zinn aus England, Wolle aus Schlesien u. s. w. Zwey Künsten haben es die Menschen zu verdanken, daß sie mit den Einwohnern der entferntesten Länder in Verbindung stehen können, nämlich der Schiffahrtskunst und der Schreibekunst. Auf großen Schiffen fahren die Menschen über die großen Meere hinüber, welche die Länder der Erde von einander trennen, und durch die Schreibekunst können sie denen, welche weit von ihnen entfernt sind, ihre Gedanken und Wünsche so gut zu verstehen geben, als ob sie sich mit ihnen unterredeten.

Ein jeder Mensch kann unterscheiden, was wahr und was falsch ist. Er kann sich unzählige richtige Begriffe machen, denn er hat das Vermögen, zu denken, und dieß ist sein größter und herrlichster Vorzug vor den Thieren. Er sieht z. B. ein, daß er nicht würde leben können, wenn er nicht Speise und Trank zu sich nähme, keine Kleidung und keine Wohnung hätte; daß er also diese drey Dinge nicht entbehren kann. So erhält er einen Begriff von Bedürfnissen. Der Mensch kann sich aus dem was er gesehen, gehört, verstanden und begriffen hat, eine Menge nützlicher Regeln sammeln. Er hat z. B. gesehen oder gehört, daß einer, der unmäßig gegessen hatte, sehr krank geworden war, und zieht aus dieser Erfahrung die Re-

gel,

daß man nicht unmäßig essen müsse, wenn man gesund bleiben wolle. Oder er hört, daß der Blitz sich nach den Bäumen hinzieht, und bildet sich nun hieraus die Regel, daß man sich bey einem Gewitter nie unter einen Baum stellen müsse. Auf diese Art lernt er, vermöge seines Verstandes, einsehen, was nützlich und was schädlich, was zweckmäßig und zweckwidrig ist. Du gehst in die Schule, und hast dabey den Zweck, etwas Nützliches zu lernen, und verständig zu werden. Aber wenn du in der Schule nicht aufmerksam bist, sondern plauderst oder spielst, und umher gaffst, so handelst du zweckwidrig; denn auf diese Art kannst du deinen Zweck, verständig zu werden, nicht erreichen. Durch seinen Verstand wird der Mensch klug und geschickt, und wie bewunderungswürdig sind die Werke, welche der menschliche Verstand hervorgebracht hat! Man betrachte nur die prächtigen Gebäude, die großen Schiffe, den Weberstuhl, die Mühlen u. dgl. m. Ohne Verstand wüßte der Mensch nichts vom Ackerbau, von Handwerken, Künsten und andern nützlichen Beschäftigungen.

Groß und dankenswerth sind die Vorzüge, welche Gott dem Menschen zugetheilt hat! Wir wollen uns dieser Vorzüge freuen, und Gott dafür danken, indem wir sie weise und gewissenhaft gebrauchen, und sie zu erhalten suchen.

Der menschliche Körper.

Der Körper des Menschen, dieses bewunderungswürdige und höchst kunstvolle Werkzeug der

Seele

Seele, ist aus vielen flüssigen und festen Theilen zusammengesetzt, und alle diese fast unzählbaren Theile bilden eine Maschine, deren Bau wir nicht oft und aufmerksam genug betrachten können, weil sie uns vorzüglich die Macht und Weisheit des Schöpfers kennen und verehren lehrt.

Knochen.

Die Grundstützen unsers Körpers sind die Knochen. Sie sind stark, fest und hart gebildet, damit sie das Fleisch des Körpers unterstützen, und vor den Zusammensinken bewahren können. Vermittelst der Gelenke sind sie alle fest unter einander verbunden, die Gelenke aber sind mit Knorpeln versehen, damit sich die Knochen nicht aneinander reiben können. Jedes Gelenk ist mit starken Bändern versehen, damit es nicht auseinander gehen kann, und aus kleinen Bläschen (Drüsen) dringt beständig eine Fettigkeit in die Gelenke, damit sie geschmeidig bleiben. Alle durch Bänder und Knorpeln untereinander verbundene Knochen, deren man ungefähr 261 zählt, machen das Gerippe des menschlichen Körpers aus. Die Knochen haben theils eine röhrenförmige, theils eine platte oder breite Gestalt, und viele sind inwendig ganz hohl. Auch die 32 Zähne gehören zu den Knochen. Sie unterscheiden sich nur dadurch von den übrigen, daß sie an ihrer Spitze (Krone) nicht mit einer zarten Haut, der Beinhaut, bekleidet sind. Auch die innere Höhlung der Knochen, welche das Mark enthält, ist mit solch einem Häutchen

chen belegt. Das ganze Knochengebäude theilt man in den Kopf, den Rumpf und die Gliedmaßen. Der Schädel des Kopfes ist aus verschiedenen Theilen zusammengesetzt, ob er gleich größtentheils nur aus Einem Stücke zu bestehen scheint. Diese Theile heißen: das Stirnbein, die Scheitelbeine, das Hinterhauptbein, und die Schlafbeine oder Schläfe. Die Gesichtsknochen sind: das Nasenbein, die Thränenbeine, und die Gaumenbeine. Sie bilden die Kinnladenhöhle. In der obern und untern Kinnlade sind die Zähne befestigt. Der Rückgrat, die Brust und das Becken machen den Rumpf aus. Der Rückgrat ist eine Säule, welche aus 24 Wirbelbeinen besteht und den Kopf trägt. Zu oberst stehen die 7 Halswirbel, dann folgen 12 Rückenwirbel, und dann 5 Lendenwirbel. An den Rückenwirbeln sind, vermittelst sehr fester Bänder, die Rippen befestigt. Sieben von diesen Rippen sind gekrümmt, und bilden mehrere Bogen, die sich mit dem Brustbeine, einem in der Mitte liegenden platten und schmalen Knochen, vereinigen. Sie umgeben die Brusthöhle. Fünf andere Rippen liegen nicht so dicht am Brustbein, wie die obersten, und heissen falsche Rippen. Da, wo der Rückgrat aufhört, stehen die Hüftknochen zu beyden Seiten hervor. Diese sind mit einigen andern verbunden, und bilden die Figur eines Beckens, daher sie Beckenknochen heißen. Zu den Gliedmaßen gehören die Arme und Beine, welche einander sehr ähnlich sind, und wieder aus verschiedenen einzelnen Theilen bestehen. An den

Armen unterscheidet man den Oberarm, den Unterarm und die Hand; die Beine bestehen aus dem Ober- und Unterschenkel, und dem Fuße. Der Oberschenkel fängt sich an der Hüfte an, und reicht bis an das Knie. Unter der sogenannten Kniescheibe fängt sich der Unterschenkel an, welcher bis an den Fuß reicht.

Alle diese Knochen sind anfangs weich und knorpelartig; nach und nach werden sie härter und fester. Bey ganz jungen Kindern sind z. B. die Knochen des Hirnschädels noch sehr weich, daher man von ihnen zu sagen pflegt, ihr Kopf sey offen. Im 15ten und bey Manchen erst im 20sten Jahre werden die Knochen vollkommen fest; im Alter werden sie leichter und brüchig.

Muskeln.

Sie dienen zur Bewegung des Körpers, und machen das Fleisch desselben aus. Es besteht nämlich alles Fleisch aus mehreren hundert Fleischbündeln, welche dicken Bändern gleichen, und dieß sind eben die Muskeln. Jeder Muskel besteht aus einzelnen Fasern, welche oft dünner als Zwirnsfäden, und mit einer feinen Haut, dem sogenannten Zellgewebe, überzogen sind. Die Kraft, mit welcher sich die Muskeln zusammenziehen und ausdehnen, ist ausserordentlich groß, und wird die Reitzbarkeit genannt. Diese Kraft wirkt theils mit unserm Willen, wie z. B. wenn wir unsere Arme oder Beine bewegen, wenn wir gehen, arbeiten etwas ergreifen oder festhalten; theils aber auch ohne unsern Willen (unwillkührlich), wie z. B. bey der Be-

we-

wegung unsers Herzens und beym Athemholen. Weise sind daher vom Schöpfer einige Muskeln so eingerichtet, daß sie nie müde und schlaff werden, sondern immer in Bewegung seyn können, ohne jemals zu erschlaffen.

Das Herz, die Blutgefäße und die Adern.

Das Herz ist ein hohler, aus starken Fleischbündeln zusammengewundener Körper, der unten in der Brusthöhle in einem häutigen Sacke, dem Herzbeutel, ruht. Eine Scheidewand theilt die Höhlung des Herzens der Länge nach in zwey Höhlen, welche die Herzkammern genannt werden. Jede Herzkammer ist wieder durch eine Scheidewand in zwey Höhlen abgetheilt. Mit diesen verschiedenen Kammern sind die Adern verbunden. Dies sind häutige Röhren, oder zarte Schläuche, durch welche das Blut aus dem Herzen in alle Theile des Körpers dringt. Das Geschäft des Herzens ist, das Blut in die entferntesten Theile des Körpers fortzutreiben, und endlich wieder aufzunehmen, um es von neuem ausströmen zu lassen. Dieß nennt man den Kreislauf des Blutes. Er wird vorzüglich dadurch bewirkt, daß das Herz sich mit einer ausserordentlichen Kraft wechselsweise zusammenzieht, und wieder ausdehnt. Zunächst strömt das Blut aus dem Herzen in eine Ader, welche die große Pulsader genannt wird. Aus dieser ergießt es sich in zwey kleinere Adern, dann wieder in noch kleinere, mit welchen der ganze Körper gleichsam durchflochten ist. Indem

dem das Blut nach dem Herzen zurückströmt, nimmt es seine Wege durch andere feinere Adern, welche Blutadern heißen, und fließt in die rechte Herzkammer, um von da aus seinen Lauf durch den Körper fortzusetzen. Weise hat es der Schöpfer so eingerichtet, daß alles Blut seinen Weg durch die Lungen nehmen muß; denn da diese lockern schwammigen Gewebe beständig mit der Luft angefüllt sind, welche der Mensch einathmet, so wird das Blut bey seinem Durchgange durch die Lungen abgekühlt und erfrischt. Der Weg, den das Blut bey seinem Umlaufe zu machen hat, beträgt ohngefähr 150 Fuß, oder gegen 75 Ellen, und doch legt es diesen Weg in der kurzen Zeit von etwa 5 Minuten zurück. Welch eine bewundernswürdige Schnelligkeit!

Das Herz eines gesunden Menschen zieht sich in Einer Minute wohl sechzig bis achtzigmal zusammen, und also in Einer Stunde dreytausend sechshundertmal; wie erstaunungswürdig ist diese Bewegungskraft, besonders, wenn man bedenkt, daß das Herz sich von selbst, ohne irgend einen Anstoß, oder Trieb von außen, bewegt. Und wie sehr müssen wir dabey die Weisheit des Schöpfers bewundern, der das Herz so eingerichtet hat, daß seine Bewegung oder Zusammenziehung und Ausdehnung nicht von dem Willen des Menschen abhängt, sondern ohne seinen Willen, und ohne daß er sich dessen bewußt wird, geschieht. Denn wie leicht würden wir dabey etwas vergessen, und augenblicklich hörte dann unser Leben auf.

Wenn

Wenn du dich erhitzt hast, so dringt eine wäßrigte Feuchtigkeit aus deinem ganzen Körper, welche Schweiß genannt wird. Da der Schweiß nur dann aus dem Körper dringt, wenn dein Blut durch Laufen oder Arbeit in eine ungewöhnlich schnelle Bewegung gekommen ist, so erhellet daraus, daß der Schweiß vom Blute abgesondert wird, oder sich absetzt. Auch die Thränen gehören zu den wäßrigen Feuchtigkeiten, welche von dem Blute abgesondert werden. Sie fließen aus kleinen Bläschen, welche man Drüsen nennt, und die in den Augenhöhlen angebracht sind. Die Thränenfeuchtigkeit ist für das Auge sehr wohlthätig, denn sie verhindert, daß das Auge trocken wird, und befördert die Beweglichkeit desselben. Auch zur Reinigung des Auges dient diese Feuchtigkeit, denn sie spühlt gleichsam den Staub und alle andere Unreinigkeiten, welche in das Auge geflogen sind, aus demselben weg, und darum hat es Gott sehr weise so eingerichtet, daß die Augen sogleich thränen, wenn sie voll Staub oder anderer Unreinigkeiten sind. Beständig dringt aus unserm Körper ein wäßriger Dunst, auch dann, wenn wir nicht schwitzen; dieser Dunst wird ebenfalls von dem Blute abgesondert. Diese Absonderung geschieht in den Nieren, welche unten am Rückgrate liegen, und den Urin in die Blase leiten. Daher enthalten die Nieren eine große Menge Blutgefäße, durch welche das Blut läuft, um sich von der wäßrigen und salzigen Feuchtigkeit zu befreyen.

Von den Lungen und dem Athem-holen.

Die Brusthöle, worin das Herz zwischen den Lungen liegt, ist mit einer Scheidewand versehen, welche sie von dem Unterleibe trennt. Diese Scheidewand besteht aus einer sehnichten Muskel, welche gleich einem Felle ausgespannt ist. Man nennt sie das Zwerchfell, und sie besteht darum aus weichen Muskeln, damit die zarten Lungen, welche bis auf das Zwerchfell herabhängen, nicht gedrückt werden, oder sich reiben mögen.

Von den zwey Lungen, welche wir haben, liegt die eine in der rechten, die andere in der linken Seite der Brusthöle; daher wird die eine die rechte Lunge, und die andere die linke genannt. Die Lungen sind weiche sammetartige Körper, und enthalten viele Luftgefäße oder Luftbehälter.

Aber wie kommt denn die Luft in die Lungen? werdet ihr fragen. Dies geschieht auf folgende Art: Vorne am Halse fühlet ihr dicht unter der Haut eine aus mehrern knorplichten Ringen zusammengesetzte Röhre; dies ist die Luftröhre. Da sie die Luft in zwey Lungen leiten soll, so theilt sie sich, nahe vor den Lungen, in zwey Aeste, durch welche die eingeathmete Luft in die Lungen geht. Durch den Mund und die Nase ziehen wir die Luft ein, welche dann in dem hintersten Theile des Mundes, welcher der Schlund heißt, in die Oeffnung (den Kopf) der Luftröhre hineingeht. Diese Oeffnung ist nur sehr schmal und enge, gleichsam wie ei-

eine Spalte oder Ritze. Indem die eingeathmete Luft sich durch diese enge Spalte drängt, entsteht der Ton, den wir Stimme nennen, und darum nennt man diesen Eingang der Luftröhre die Stimmritze. Da alle Speisen über den Eingang der Luftröhre hinweggleiten müssen, um in die mehr hinterwärts liegende Speiseröhre zu kommen, so ist die Stimmritze mit einem Deckel versehen. Denn wie leicht könnten sonst die zerkauten Speisen in die Luftröhre kommen, und sobald dieß geschähe, müßte der Mensch ersticken.

Die Luft dringt von selbst durch die Luftröhre in die Luftgefäße der Lungen, indem sich die Brusthöle, vermittelst der Rippen- und Bauchmuskeln, und vermittelst des Zwerchfelles, erweitert, und so sich bald die Brusthöhle wieder zusammen zieht, wird die eingeathmete Luft aus den Luftgefäßen wieder herausgetrieben, und durch die Luftröhre weggeschafft, damit die neueingeathmete Luft an ihre Stelle eindringen kann.

Jetzt lasset uns einige Vortheile bemerken, welche der Mensch von dem Athemholen hat. Erstlich wird dadurch das Blut in den Lungen, wo sich durch das Athemholen immer frische Luft befindet, abgekühlt, und zugleich von seinen unreinen Theilen befreit, denn diese setzen sich als Dünste bey dem Durchgange des Bluts durch die Lungen ab, und werden nun mit der ausströmenden Luft weggeführt. Hieraus läßt es sich begreifen, daß in einer Stube, wo viele Menschen bey einander sind, endlich die Luft

unrein und schwer werden muß. Dagegen empfängt nun das Blut wieder von der eingeathmeten Luft die beßten Theile, und wird auf diese Art durch das Athemholen sehr verbessert. Indessen geschieht diese Verbesserung des Blutes nur dann, wenn die Lungen frische, reine Luft eingesogen haben; ist sie unrein und nicht frisch, so wird das Blut nicht verbessert, sondern verschlimmert, und der Mensch fühlt Beängstigung und innere Hitze. Darum kann man sich in einer mit heißen Dünsten angefüllten Stube unmöglich wohl befinden.

Da der Magen, ein häutiger Sack, nahe unter dem Zwerchfell liegt, und das Zwerchfell beym Athemholen in Bewegung gesetzt wird, so befördert das Athemholen auch die Bewegung des Magens und der übrigen Theile des Unterleibes, welche mit dem Magen in Verbindung stehen. Also auch dieß ist ein Vortheil, den wir von dem Athemholen haben. Hierzu kommt noch dieser, daß es zur Hervorbringung der Stimme dient, denn die Töne entstehen, indem wir die Luft aus der Luftröhre herausstoßen, und sie sich durch die Stimmritze hindurchdrängt.

Von der Verdauung der Speisen.

Wenn unser Körper erhalten werden soll, so müssen wir täglich Nahrungsmittel zu uns nehmen, denn das Blut leidet beständig einen sehr merklichen Verlust, theils durch die Ausdünstung, theils durch die Säfte, welche es den verschiedenen Gliedern des Körpers zutheilen muß,

damit sie bestehen können. Dieser Verlust muß wieder ersetzt werden, und dieß geschieht durch den Genuß der Nahrungsmittel. Die Nahrungsmittel werden nämlich durch mancherley Werkzeuge verdaut, d. h. in Saft und Blut verwandelt. Der Mund ist das erste Verdauungswerkzeug unsers Körpers. Indem die festen Speisen, vermittelst der Zunge, welche auch eine Muskel ist, in dem Munde festgehalten werden, sind die Zähne beschäftigt, sie zu zerkauen. Zugleich vermischt sich eine Flüssigkeit mit den Speisen, nämlich der Speichel. Dieser wird durch Drüsen, oder Bläschen, welche in dem Munde angebracht sind, abgesondert, man nennt sie Speicheldrüsen.

Wir wissen schon aus dem vorigen, daß hinten im Schlunde, in der Nachbarschaft der Luftröhre, noch eine andere Röhre ihre Oeffnung hat, welche die Speiseröhre genannt wird. Die zerkauten, und durch den Speichel angefeuchteten Speisen gehen nun durch den Schlund in die Speiseröhre, und beyde gehören also zu den Verdauungswerkzeugen. Der größte Theil der Speiseröhre befindet sich in der Höhle des Unterleibes. Diese Höhle ist durch das Zwerchfell von der Brusthöhle abgesondert, und der Beckenknochen verschließt sie nach unten zu. Jetzt begreifen wir, warum dieser Knochen die Gestalt eines Beckens bekommen hat; weil er nämlich den untern Enden der Speiseröhre, welche Gedärme heißen, zum Behälter dienen soll.

Wollet ihr wissen, auf welche Art die Speiseröhre bis in den Unterleib reicht, so merket

 euch

auch, daß sie sich hinter dem Herzbeutel an den Brustwirbelbeinen gerade zum Zwerchfell hinab, und durch eine Oeffnung desselben in den Unterleib zieht. Kurz nach ihrem Eingange in denselben nimmt sie sehr an Weite zu, gleich einem Kegel.

Der Magen, welcher wie ein querliegender Beutel aus mehreren Häuten gebildet ist, liegt zu oberst, nahe unter dem Zwerchfelle, hängt mit der Speiseröhre genau zusammen, und liegt mit seiner rechten Seite an der Leber, mit seiner linken an der Milz. Aus der Speiseröhre gehen also die Speisen unmittelbar in den Magen, und zwar durch die oberste Oeffnung desselben, welche der Magenmund heißt. Hier mischt sich ein scharfer Saft unter die Speisen, der sich durch die Bewegung des Magens aus den Drüsen preßt, die zwischen den Häuten des Magens liegen; er heißt der Magensaft. Aber die Speisen sollen nicht beständig im Magen bleiben, sondern aus demselben in die Gedärme geführt werden; darum hat der Magen ausser dem Magenmunde noch eine Oeffnung erhalten, durch welche die Speisen in die Gedärme geleitet werden. Die Gedärme sind weiche Röhren, welche aus einer glatten, inwendig schleimigten Haut bestehen. Sie machen nur einen einzigen Darmkanal aus, welcher sechsmal länger ist, als der ganze Mensch. Dennoch haben sie im Unterleibe vollkommen Platz, weil sie eine gewundene Lage haben. Den obersten Theil dieser Gedärme nennt man den Zwölffingerdarm, der letzte heißt der Mast-

darm. In dem Zwölffingerdarme wird der Brey, welcher im Magen aus den Speisen entstanden ist, noch mehr verdünnt, durch das Zusammenziehen starker Muskelfasern zusammengeknettet, und mit der Galle, einer bittern und schleimigten Feuchtigkeit, vermischt. Durch diese Vermischung werden die guten Nahrungstheile aus den Speisen abgesondert. So gehen sie dann in die übrigen Därme, die sie endlich in eine weißlichte milchartige Flüssigkeit verwandeln, welche der Nahrungssaft genannt wird.

Ihr könnt leicht denken, daß diese Gedärme in beständiger Bewegung seyn müssen, wenn der Nahrungsbrey aus einem Gedärme in das andere gedrängt, und zugleich verdünnt werden soll. Die Bewegung der Gedärme, so wie die des Magens, ist wurmförmig, d. h., ungefähr eben so, wie die eines Wurmes, der fortkriechen will. Aber da die Gedärme in der Höhle des Unterleibes durch einander geschlungen liegen, so könnten sie sich bey dieser beständigen Bewegung leicht aneinander reiben, oder ineinander wickeln. Um dieß zu verhüten, sind sie durch eine mit Fett bewachsene Haut, die man das Gekröse nennt, unter einander verbunden. Eine andere ebenfalls fettige Haut, das Netz genannt, hält sie alle, wie in einem Beutel, zusammen, und verhindert, daß sie nicht mit dem Bauchfelle zusammenwachsen. Durch einen heftigen Sprung oder Fall, oder eine übermäßige Anstrengung beym Heben schwerer Lasten kann das Netz Löcher bekommen; dann tre-

ten die Gedärme aus ihrer Lage, und der Mensch bekommt einen Bruch.

Die Leber, das größte Eingeweide des Unterleibes, dient zur Bereitung der Galle aus dem Blute. Sie liegt gleich unter dem Zwerchfell, und bedeckt die rechte Seite des Magens. Auch die Milz, welche an der rechten Seite des Magens liegt, und mit ihm genau verbunden ist, trägt zur Verdauung bey; denn sie führt der Leber das Blut zu, und macht es zur Gallenabsonderung tauglich. Sie ist wie eine Zunge, nämlich länglich rund, gestaltet, und aus vielen Blutgefäßen und Zellgeweben zusammengesetzt, daher schwammicht.

Ihr seht also, lieben Kinder, daß der scharfe Magensaft nicht alles bey der Verdauung oder Auflösung der Speisen thut, sondern daß auch die wurmförmige Bewegung des Magens und der Gedärme, die daraus entstehende Wärme, und auch die Luft, welche in den Nahrungsmitteln enthalten ist, dazu mitwirken. Hierzu kommt noch, wie wir gehört haben, die Galle nebst einigen andern Säften.

Indem sich der Nahrungssaft durch die dünnen Gedärme drängt, bleibt er an der innern flockichten Haut dieser Gedärme hängen, und hier saugen ihn die kleinen Gefässe ein, welche Milchgefäße genannt werden, weil sie den dünnen milchartigen Saft aus dem Nahrungsbrey ziehen. Natürlicherweise wird dieser Brey dadurch dicke, und in dem Krummdarme, wohin er nun kommt, verliert er seine Flüssigkeit fast ganz, indem hier fortdauernd der Milchsaft von

den Milchgefäßen ausgesogen wird. Was nach dieser Aussaugung am Ende des Krummdarmes zurückbleibt, ist zur Ernährung des Körpers untauglich; die Natur läßt es daher in den dicken Gedärmen in Fäulniß übergehen, und durch diese, und besonders durch den sogenannten Mastdarm, aus dem Körper hinausschaffen; denn der Ausgang des Mastdarms öffet sich in dem After, oder in dem Hintertheile des Menschen. Eine Menge Schleim, die sich in dem Mastdarme befindet, erleichtert die Ausleerung des harten Unraths, und macht seine Schärfe für den Darm unschädlich. Bey einem gesunden Menschen geschieht diese Auslehrung innerhalb 24 Stunden gewöhnlich ein bis zweymal, und die Gewöhnung kann bewirken, daß sie zu einer bestimmten Zeit erfolgt.

Der Nahrungssaft soll, wie wir gehört haben, im Körper allmählig in Blut verwandelt werden, um so dem Blute immer frische Theile zuzuführen. Damit dieß geschehen möge, so wird er durch die Gekrösdrüsen, in welchen eine wäßrichte Feuchtigkeit enthalten ist, verdünnt, und dann durch die Blutadern nach dem Herzen hingeführt, wo er sich erst nach Verlauf mehrerer Stunden in Blut verwandelt. Diese Verwandlung geschieht unter andern dadurch, daß das Herz, vermittelst seiner Muskeln, das mit Milchsaft vermischte Blut zusammendrückt und reibt.

Von dem Gehirn, dem Rückenmark und den Nerven.

Ihr wißt schon, lieben Kinder, daß man den länglichrunden (ovalen) Knochen, welcher den obern und hintern Theil des Kopfes ausmacht, die Hirnschale oder den Hirnschädel nennt. Eigentlich müßte man ihn den Gehirnschädel nennen, denn er hat von dem Gehirn, welches in der Höhlung des Schädes liegt, seinen Namen erhalten. Das Gehirn ist der weichste Theil des Kopfes, und der wichtigste und zarteste Theil des ganzen menschlichen Körpers; denn die geringste Verletzung desselben zieht sehr oft augenblicklichen Tod nach sich. Bewundert daher die Weisheit des Schöpfers, der diesen zarten Theil mit einem Knochen umgeben hat, welcher ihm gleichsam zu einem festen und undurchdringlichen Schild dient. Merket euch hierbey, daß das Gehirn bey einem Erwachsenen kaum 3 Pfund schwer ist, und daß es beynahe den sechsten Theil alles des Blutes in sich faßt, welches der Mensch in seinem Körper hat.

Aus dem Gehirn und Rückenmark entspringen viele weiße Fäden oder Schnüre von verschiedener Dicke, die sich fast nach allen Theilen des menschlichen Körpers verbreiten. Man nennt sie Nerven, und sie sind häufig mit einander verbunden, oder verflochten. Sie entspringen alle paarweise. Aus dem Gehirn entspringen eilf Paar, aus dem Rückenmarke über dreyßig. Die Nerven sind überaus wichtige und nothwendige Theile unsers Körpers, denn sie machen durch ihre Reitzbarket, daß wir empfinden.

den. Daher sind auch nur diejenigen Glieder unsers Körpers, in welchen Nerven liegen, empfindlich, alle andere aber, z. B. die Nägel, die Haare, die Knochen sind unempfindlich. Alle Nerven kommen im Gehirne zusammen, und daher rührt es, daß der Mensch alle Empfindungen verliert, wenn sein Gehirn gedrückt wird und daß einer, dem die Nerven im Arm zerschnitten worden sind, an der Hand keinen Schmerz mehr empfindet, wenn man auch mit einem Messer hinein schnitte. Die Nerven sind aber nicht bloß die Werkzeuge der Empfindung, sondern auch der Bewegung; denn sobald eine Nerve zerschnitten, oder unterbunden wird, verlieren alle Glieder, zu denen der zerschnittene Nerve hingehet, ihre Beweglichkeit, und werden steif.

Von den Sinnen.

Durch alle deine Sinne erhältst du Empfindungen und Vorstellungen von dem, was außer dir ist. Würdest du z. B. wohl eine Vorstellung von dem Duft einer Rose haben, wenn du ihn nicht durch den Geruch empfunden hättest? Könntest du dir den Knall einer Kanone und die schwarze Farbe vorstellen, wenn du jenen noch nie gehört, und diese noch nie gesehen hättest? Beschreibe einem Blindgebornen die schwarze Farbe, und einem Taubgebornen eine schöne Musik so gut du kannst, beyde werden doch nimmermehr eine deutliche Vorstellung davon erhalten.

Zuerst wollen wir über den Sinn des Gefühls weiter nachdenken. Wenn wir fühlen wollen, ob etwas hart oder weich, kalt oder warm, rauh oder glatt ist, so bedienen wir uns dazu der Hand, und vorzüglich der Fingerspitzen, weil wir in diesen das feinste Gefühl haben. Aber woher kommt es, daß wir mit den Fingerspitzen so fein fühlen können? Weil da die Haut am dünnsten und weichsten ist, und weil sich da viele Nerven endigen. Aber die Hände sind nicht die einzigen Werkzeuge der Empfindung, der ganze Körper ist ihr Werkzeug. Deine Empfindungen sind nicht alle von einerley Art. Nicht wahr, du hast eine unangenehme Empfindung, wenn du aus einer wohlgeheizten Stube auf einmal in die Kälte kömmst? Aber deine Empfindungen sind sehr angenehm, wenn du aus der Kälte in eine warme Stube trittst? Du siehst hieraus, daß deine Empfindungen eben so verschieden sind, als die Eindrücke, welche die äussern Gegenstände auf dich machen. Sind diese Eindrücke nur schwach, so sind es auch deine Empfindungen; sind sie stark, so hast du auch stärkere Empfindungen. Würde nicht deine Empfindung weit stärker seyn, wenn dir einer deiner Mitschüler aus Unvorsichtigkeit eine schwere Bank auf den Fuß würfe, als wenn er dir nur ganz leise auf den Fuß träte? Wie heftig ist die Empfindung, wenn man sich den Finger vorne am Nagel klemmt; Aber bey weitem nicht so heftig ist sie, wenn man sich den Arm klemmt, weil man am Arme nicht so empfindlich ist, als am Finger. Ein

Stich

Stich in die Fußsohlen schmerzt lange nicht so heftig, als ein Stich in die Hand oder in den Arm, weil der Mensch an der Fußsohle eine überaus dicke Oberhaut hat und der Schmerz dadurch gemäßigt wird. Durch Gewohnheit und Abhärtung kann auch ein Theil des Körpers fast unempfindlich werden. Das ist z. B. bey den Feuerarbeitern, bey Schmieden und Schlossern der Fall. Weil diese Leute beständig mit dem Feuer umgehen, und die schweren Hämmer täglich führen müssen, so bekömmt die innere Fläche der Hände dadurch eine so harte Haut, daß sie heißes Eisen eine gute Weile in der Hand halten können, ohne Schmerzen zu empfinden. Worauf kommt es also bey dem Gefühl an? Theils auf die Beschaffenheit des Eindrucks, theils auf den Grad der Schwäche oder Stärke und Heftigkeit des Eindrucks, theils darauf, wie groß oder wie geringe die Empfindlichkeit des Theiles ist, welcher den Eindruck erhält. Die größte Empfindlichkeit hat der Mensch im Auge, und darum verursacht ihm auch schon das kleinste Fäserchen, wenn es ins Auge fliegt, große Schmerzen.

Der Sinn des Geschmacks hat die meiste Aehnlichkeit mit dem Gefühle. Die Zunge ist das vorzüglichste Werkzeug, wodurch wir schmecken. Fühlst du die Oberfläche deiner Zunge mit dem Finger an, so bemerkst du eine Menge kleiner Erhöhungen, welche sehr reizbar sind, weil sich die Nerven in diesen Erhöhungen endigen. Sie heißen deswegen Nervenwärzchen. Diesen Wärzchen ist es eigentlich zuzuschreiben,

daß

daß der Mensch schmecken kann, und darum nennt man sie auch Geschmacksnerven. Da die Speisen nicht einerley Bestandtheile haben, so ist es natürlich, daß sie sehr verschieden schmecken. Dazu kommt, daß dieselben Nahrungsmittel dem Einen sehr angenehme, dem Andern sehr unangenehme Empfindungen verursachen, also dem Einen gut, dem Andern sehr übel schmecken. Giebt es doch Menschen, welche die beßten Nahrungsmittel, z. B. Obst und Butter, nicht essen können, weil sie bey ihnen die unangenehmsten Geschmacksempfindungen hervorbringen. Und dieß geht sehr natürlich zu; denn die Speisen vermischen sich im Munde mit den schon vorhandenen Säften des Essenden, und diese Säfte können doch unmöglich bey allen Menschen von einerley Art seyn. Wie viel diese Säfte, und wieviel besonders der Speichel zur Veränderung des Geschmacks beyträgt, sieht man sehr deutlich an Kranken. Ihr werdet euch erinnern, daß euch alles bitter schmeckte, wenn ihr krank waret, und daß ihr auch vor den beßten Speisen einen Eckel hattet. Und wie konnte dieß anders seyn? Eure Säfte waren verdorben, mit diesen verdorbenen Säften mischten sich die Speisen, die ihr in den Mund nahmet, also mußten sie wohl bitter schmecken. Der Geschmack lehrt uns übrigens verdorbene Speisen von guten und frischen Speisen zu unterscheiden, und bewahrt uns also vor dem Genuß solcher Nahrungsmittel, welche uns schädlich werden können, so wie er uns dagegen zum

Ge=

Genuß guter Nahrungsmittel reizt, und sie für uns angenehm macht.

Der Geschmack hat einen treuen Gefährten an dem Sinne des Geruchs erhalten, und sehr weise hat der Schöpfer das Werkzeug des Geruchs, die Nase, über dem Munde angebracht, damit der Mensch schon durch den Geruch von solchen Dingen zurückgehalten werde, welche ihm schädlich sind, ehe er sie noch zum Munde führt. Die Nase ist eine aus Knochen und Knorpel bestehende Höhle, welche durch eine Scheidewand in zwey Theile getheilt wird, und vorn und hinten geöffnet ist. Ihre hintern Oeffnungen erstrecken sich bis zum Schlunde hinab. Die Nasenhöhle ist innerhalb mit vielem Schleim überzogen, und darum heißt die Haut, mit welcher sie ausgefüttert ist, die Schleimhaut. Sie ist voller Drüsen und Schleimbläschen, welche beständig und besonders bey einer Entzündung der Schleimhaut, den Schleim absondern. Der dicke Nasenschleim wird durch die Thränenfeuchtigkeit, welche beständig in die Nase hinabfließt, so lange der Thränenkanal nicht verstopft ist, verdünnt und flüssig erhalten. Unter allen Sinnen bringt der Geruch die heftigsten Eindrücke hervor; denn durch übelriechende Dinge können Ohnmachten entstehen, und durch gute Gerüche kann man die stärksten Ohnmachten vertreiben. Wer während des Schlafes den Geruch stark duftender Blumen beständig einzieht, kann vom Schlage gerührt werden, und sterben. Das, was eigentlich den Geruch bewirkt, der

Duft

Duft, ist etwas sehr feines, unsichtbares und ungemein flüchtiges, und es giebt nur sehr wenige Dinge, welche keinen Duft von sich geben, oder nicht ausdünsten. Durch das Einathmen und Einziehen der Luft wird der feine Duft, den sie enthält, zu den sehr empfindlichen Nerven, welche in der Schleimhaut liegen, hingeführt, wo er dann die Empfindung oder den Reiz, welchen wir Geruch nennen, bewirkt. Darum ist es auch nicht nöthig, daß man einen Körper dicht an die Nase bringe, um ihn zu riechen. Wenn man gegen den Wind geht, so kann man schon in einer weiten Entfernung Dinge durch den Geruch wahrnehmen. Sehr weit kann man z. B. den Pulverdampf riechen, und sehr weit durch den Geruch frischen Mist wahrnehmen, weil die aus diesen stark riechenden Körpern ausgedünsteten öhligen und salzigen Theile in der Luft schwimmen, und mit der Luft in die Nase eingezogen werden, wo sie dann die Nerven in der Schleimheit reizen und so den Geruch verursachen. Der Mensch kann sich an alle Gerüche, und selbst an diejenigen gewöhnen, welche ihm Anfangs Eckel verursachen. Aber warum gab uns der Schöpfer den Sinn des Geruchs? Ohne Zweifel, um uns durch den erquickenden Duft der Blumen und Kräuter, der Speisen und Getränke zu erfreuen; aber auch deßwegen, damit wir im Stande seyn möchten, die Schädlichkeit und Unschädlichkeit der Luft, der Speisen und Getränke zu unterscheiden, und vor der schädlichen Luft und vor den schädlichen Nahrungsmitteln

schon

schon durch den Geruch gewarnt würden. Denn die meisten wohlriechenden Nahrungsmittel sind heilsam, und die meisten übelriechenden sind nachtheilig.

Lasset uns nun über den Sinn nachdenken, welchen die Kinder besonders beym Unterricht gebrauchen sollen, über den Sinn des Gehörs. Ihr wisset alle, daß die Ohren die Werkzeuge des Gehörs sind; aber ihr wisset noch nichts von ihrer innern Einrichtung, und werdet erstaunen, wenn ihr sie jetzt kennen lernet. Das äussere Ohr, ich meine den länglich gewundenen Knorpel, der so verschiedene Vertiefungen hat, ist nur der geringste Theil eures Ohres. Der länglich runde Gang, welcher aus dem äussern Ohr in das innere führt, wird nach innen immer enger. Merkt euch, daß man ihn den Gehörgang nennt. Ihr könnt es selbst fühlen, daß der äussere Theil des Gehörganges knorplicht ist, aber sein innerer Theil ist knöchern. Auch das könnt ihr fühlen, daß in dem Gehörgange ein klebriger Saft befindlich ist, der das Innere desselben überkleidet; man nennt ihn das Ohrenschmalz. Dieser Saft ist gelblich und bitter, und soll das Ohr vor dem Einkriechen der Insekten beschützen. Eben dazu sind auch die feinen Härchen da, welche man in dem engern Theile des Gehörganges findet. Zugleich dient das Ohrenschmalz zum Schutz wider die Luft, welche sonst die zarte Haut des Gehörganges zu stark reizen, und dadurch Schmerzen hervorbringen würde. Die innere enge Oeffnung des Gehörganges ist durch eine

läng-

länglich runde dünne Haut verschlossen, welche gleich einem Trommelfelle darüber ausgespannt ist, und daher auch das Trommelfell genannt wird. Hinter dieser Haut ist eine kleine Höhle, welche durch eine Röhre mit dem Schlunde in Verbindung steht; sie heißt die Trommelhöhle, und enthält drey kleine Knochen, welche man ihrer besondern Bildung wegen Hammer, Amboß und Steigbügel nennt. Der Griff des Hammers liegt an dem Trommelfelle, mit dem Kopfe des Hammers ist der Amboß verbunden, und die eine Seite des Amboßes hängt wieder mit den Steigbügel zusammen. Wenn nun das Trommelfell durch einen Schall, der in das Ohr dringt, erschüttert wird, so gerathen auch diese drey Knochen der Reihe nach, in Bewegung. Ausserdem findet sich noch in dem Innersten des Ohres eine Röhre, welche, gleich dem Gehäuse einer Schnecke, gewunden ist, und daher der Schneckengang heißt. Wollet ihr nun auch wissen, wie es mit dem Hören zugeht, so merket euch folgendes: Wenn ihr mit einer Messerklinge an ein Glas schlaget, so höret ihr einen Schall, und bemerket, daß das Glas zittert. In eben diese zitternde Bewegung wird nun auch die Luft versetzt, welche das Glas umgiebt, und so entsteht das, was wir Schall nennen. Daß sich der Schall fortpflanzt, kommt daher, weil die Lufttheile so genau unter sich zusammenhängen, wie die Wassertheile. Wenn du einen Stein ins Wasser wirfst, so wird nicht bloß derjenige Theil des Wassers bewegt, den der Stein getroffen hat,

son=

sondern rund umher geräth das Wasser in Bewegung, und es entsteht eine Welle nach der andern. Gerade so geht es auch in der Luft, und nun werdet ihr begreifen, wie es möglich ist, daß der Schall einer weit entfernten Glocke von uns empfunden oder gehört werden kann, und wie es zugeht, daß man stärker hört, wenn man das äussere Ohr vorwärts beugt.

Jetzt bleibt uns nur noch der Sinn des Gesichts übrig. Die Werkzeuge dieses Sinnes sind die Augen, welche am obern Theile des Gesichts, in den sogenannten Augenhöhlen, befestigt sind. Ihr konnet es fühlen, daß diese Höhlen aus Knochen gebildet sind, und dieß ist eine überaus weise Einrichtung des Schöpfers; denn durch diese festen Knochen sind die zarten Augen vor Stößen gesichert, und können nun überhaupt nicht so leicht beschädigt werden. Eben diesen Dienst leisten auch die Augenlieder den Augen, indem sie darunter, wie unter einer weichen Decke, geschützt liegen. Am Rande des obern und des untern Augenliedes bemerkt ihr kleine Haare, die Augenwimpern, die in einer Reihe dicht neben einander stehen; auch diese Häärchen dienen zum Schutze des Auges, indem sie hindern, daß nicht zu viel Lichtstrahlen auf einmal gerade ins Auge fallen, und den Staub, so wie alle andere Dinge, auffangen, welche ins Auge fliegen wollen. Zwey Muskeln setzen die Augenlieder in Bewegung, und ziehen sie, wenn wir schlafen wollen, fest zusammen. Auch die Augenbraunen tragen sehr viel zur Beschützung des Auges bey, denn sie

fangen den scharfen Schweiß auf, der bey starker Bewegung oder schwerer Arbeit von unserer Stirne fließt, und der die Augen sonst äusserst beschädigen würde. Das Auge selbst, oder der sogenannte Augapfel, ist kugelförmig. Die äussere und weiße Haut, welche rings an den Augenstern gränzt, ist hart gebildet, und heißt auch die harte Haut. Hinter ihr, und mit ihr verbunden ist die schwärzliche Aderhaut. Die mittlere, runde und durchsichtige Haut ist hornartig gebildet, und heißt daher die Hornhaut. Hinter dieser liegt noch eine andere Haut, welche strahlenförmige und verschieden gefärbte Streifen hat, und daher die Regenbogenhaut heißt. In ihrer Mitte ist eine runde Oeffnung, die Sehöffnung genannt, welcher wie ein kleiner schwarzer Fleck aussieht. Eine fünfte Haut umgiebt die innere Seite der schwärzlichen Haut, und heißt die Netzhaut, weil sie netzförmig gebildet ist. Sie umfaßt eine durchsichtige zähe Feuchtigkeit, welche die gläserne genannt wird, weil sie dem geschmolzenen Glase ähnlich sieht. Vorn in dieser gläsernen Feuchtigkeit ist eine rundliche Grube, in welcher ein kleiner heller und durchsichtiger Körper liegt, den man die Krystall-Linse nennt, weil Krystall sehr hell und durchsichtig ist, und weil dieser Körper die Form einer Linse hat. Der Raum, welcher zwischen der Hornhaut und der Linse ist, enthält eine wäßrigte Feuchtigkeit, welche die Geschmeidigkeit des Auges befördert, und es beweglich macht. Damit sich das Auge nach allen Rich-

tun-

tungen bewegen könne, so hat der Schöpfer 6 Muskeln an dem Augapfel angebracht.

Jetzt, lieben Kinder, kennet ihr erst die Theile, aus welchen eure Augen bestehen, aber ihr wisset noch nicht, wie es zugeht, daß ihr sehen, d. h. mit euren Augen die Dinge, die um euch her sind, deutlich wahrnehmen könnet. Dieß sollt ihr jetzt lernen. In einer dunklen Stube, oder in einer finstern Nacht könnet ihr nicht sehen; durch das Licht werden euch die Dinge erst sichtbar. Die Lichtstrahlen, welche von dem Gegenstande ausgehen, den ihr sehen sollet, dringen durch die Häute und Flüssigkeiten des Auges, und werden auf die Art gebrochen, daß sie sich auf der Netzhaut vereinigen, und da im Kleinen ein Bild des Gegenstandes entwerfen, wie es der Spiegel im Großen thut. Ist der Gegenstand unsern Augen zu nahe, so sehen wir ihn nicht, weil dann das Bild desselben hinter die Netzhaut fällt; ist er zu weit entfernt, so sehen wir ihn auch nicht, weil das Bild alsdann vor die Netzhaut fällt. Daß wir die Gegenstände nicht verdoppelt sehen, ob wir sie gleich mit zwey Augen wahrnehmen, rühret daher, weil die Empfindung in beyden Augen gleich ist. Mit zwey Augen sieht man nicht beträchtlich deutlicher und schärfer, als mit einem. Der Sinn des Gefühls muß fast bey allen Gegenständen dem Sinne des Gesichts behülflich seyn, wenn wir eine vollständige, richtige und deutliche Vorstellung von einem Gegenstande erhalten sollen. Nennet mir nun einige Dinge, oder Beschaffen-

heiten der Dinge, von welchen wir keine Vorstellung haben würden, wenn wir sie nicht sehen könnten.

Von der Haut, den Haaren und den Nägeln.

Unser ganzer Körper ist in eine weiche und starke Decke eingehüllt, wir nennen sie Haut. Sie ist einer ausserordentlichen Ausdehnung fähig, und nimmt nach jedem Druck ihre vorige Gestalt wieder an, oder ist elastisch. Sie hat eine Menge Blutgefäße, und daher ist sie an verschiedenen Stellen bläulich oder auch röthlich. Da das Blut beständig wäßrichte Dünste durch die Haut aushaucht, so ist sie auch mit solchen Gefäßen oder kleinen Behältern versehen, welche diese Flüssigkeiten aufnehmen. Noch andere Gefäße der Haut dienen zum Einsaugen der Luft, welche durch die Haut beständig dem Körper zugeführt wird. Die Haut hat überall eine große Empfindlichkeit; an den Fingerspitzen ist die Empfindlichkeit am größten, und daher fühlen wir auch mit diesen am schärfsten. Viele Nerven, die sich in äusserst kleine Wärzchen endigen, bringen diese Empfindlichkeit hervor, welche durch ein dünnes Häutchen, womit die eigentliche Haut überzogen ist, durch die Oberhaut, ein wenig vermindert wird. Diese Oberhaut ist unempfindlich; man kann sie mit einer Nadel durchstechen, ohne den geringsten Schmerz zu empfinden. Wird sie viel gerieben und gedrückt, z. B. bey schweren Handarbeiten, so wird sie dick und hart. Daher kommt es, daß

die-

diejenigen, welche sich mit schweren Handarbeiten beschäftigen müssen, sehr harte Hände bekommen, und wenig Gefühl in den Händen haben. Die Härte unserer Fußsohlen hat eine ähnliche Ursache.

Die Farbe der Haut ist bey allen Menschen gleich, nämlich weiß; denn die Schwärze des Negers, die gelbbraune Farbe des Arabers, die kupferrothe Farbe des Amerikaners, und die weiße des Europäers, ist nicht die Farbe der eigentlichen Haut, sondern die Farbe einer schleimigen Materie, welche wie ein Netz zwischen der Oberhaut und der eigentlichen Haut sich hinzieht, und die Fellhaut genannt wird. Da aber die Oberhaut sehr dünne, und halb durchsichtig ist, so schimmert die Farbe der innern Fetthaut hindurch, und so scheint es dann, als ob die Oberhaut die Farbe hätte, welche eigentlich der Fetthaut zugehört.

Die äußere Seite der Haut ist größtentheils mit Haaren besetzt, welche aber nur an wenigen Stellen zahlreich, lang und dick sind, und an manchen Stellen ganz fehlen, wie z. B. an den Fußsohlen, an der innern Fläche der Hand und an den Augenliedern. Diese Haare entstehen aus Kügelchen, welche in dem Zellgewebe und unter der Haut liegen, und Wurzeln heißen. Kaum werdet ihr es glauben, liebe Kinder, daß jedes, auch das feinste Haar, eine hohle, harte und elastische Röhre, und mit einem Saft angefüllt ist, bey dessen Vertrocknung das Haar abstirbt und ausfällt. Die Wurzeln führen dem Haar seine Nahrung zu,

und

und daher kommt es, daß es nicht wieder wächst, wenn es mit der Wurzel ausgerissen ist, wohl aber, wenn man es nur an der Wurzel abgeschnitten hat. Aber wozu, werdet ihr fragen, nutzen denn die vielen Haare dem Menschen? Ihr Nutzen besteht hauptsächlich darin, daß sie eine zähe und fette Feuchtigkeit absondern, und daß sie die unter ihnen liegenden Theile bedecken, erwärmen und beschützen. Dieß erfahren diejenigen, welche die Kopfhaare größtentheils, oder ganz verloren haben; sie müssen, um sich vor Schmerzen und Unannehmlichkeiten, welche daraus entstehen, zu schützen, allerley künstliche Kopfbedeckungen gebrauchen.

Wir haben nun alle Theile unsers künstlich gebauten Körpers, bis auf die Nägel kennen gelernt. Merkt euch von diesen, daß diese harten, glatten, unempfindlichen Platten an den Fingern und Zehen mit ihren Wurzeln befestigt sind, daß sie diesen Gliedern eine größere Festigkeit geben, und dadurch den Menschen das Greifen, Anfassen, Geben und Treten sehr erleichtern. Reinliche Kinder sorgen dafür, daß ihre Nägel gehörig beschnitten sind, denn lange Nägel sind eckelhaft.

V.

Gesundheitslehre.

Wer von euch schon einmal krank gewesen ist, wird sich erinnern, wie unangenehm es war, und wird wissen, wie schätzbar ein gesun-

sunder Körper ist. Aus Nachfolgendem werdet ihr lernen, was man zu thun und wie man es anzufangen hat, wenn man gesund bleiben will. Leset daher mit größter Aufmerksamkeit, behaltet was ihr leset und richtet euch darnach.

1) Von den Speisen und Getränken.

Ihr esset und trinket um euren Hunger zu stillen, um euren Körper zu ernähren, um euer Leben zu erhalten. Eure vorzüglichsten Nahrungsmittel sind Brod, Gemüse, Hülsen- und Saamenfrüchte, Milch, Obst, Fleisch und Fische. Am nahrhaftesten sind die Fleischspeisen, verursachen aber, wenn man sie unmäßig und allein genießt, daß die Säfte leicht in Fäulniß übergehen, woraus allerley bösartige Krankheiten entstehen. Die Speisen aus dem Pflanzenreiche reinigen das Blut, befreyen die Säfte von zu großer Schärfe, und widerstehen der Fäulniß; allein genossen aber nähren sie zu schwach, machen aufgedunsen und verursachen Säure. Am beßten ist es also, Fleischspeisen und Speisen aus dem Pflanzenreiche mit einander zu verbinden.

Soll dir das Essen immer recht wohl schmecken, so sorge dafür daß du hungrig werdest, denn der Hunger ist der beste Koch, und wenn du recht hungrig bist, so wird dir auch die einfachste Kost herrlich schmecken. Aber wenn du müssig gehest, oder kurz vor der Mahlzeit allerley Näschereyen issest, so kannst du nicht hungrig werden. Du mußt fleißig arbeiten, und dich in freyer Luft bewegen, dann wirst

du gewiß hungrig zu Tische kommen, und dann werden auch die Speisen bey dir gedeihen.

Aber merke dir dabey, was das Sprichwort sagt: allzuviel ist ungesund. Denke nicht: viel Essen giebt viel Nahrung, denn wenn du das, was du gegessen hast, nicht verdauen kannst, so schadet es dir.

Hüte dich, vielerley Speisen durch einander zu essen, damit es dir nicht gehe, wie dem unverständigen und gierigen Moritz. Dieser hatte einige Groschen geschenkt bekommen, und gieng nun auf den Markt, um sich einmal, wie er sagte, etwas zu gute zu thun. Erst kaufte er Lebzelten (Pfefferkuchen), und verzehrte ihn, dann Aepfel, dann Zweschen, und nun noch fette Kuchen, welche eine Frau feil bot. Das alles verzehrte Moritz in einer Stunde. Und was geschah? Er konnte diese Speisen nicht verdauen, klagte über Kopf- und Leibschmerzen, ihm wurde übel, und er quälte sich einige Stunden, ehe er sich übergeben konnte. Noch am nämlichen Tage ward er sehr krank, und mußte nun mehrere Tage fasten.

Pflanzen müssen, ehe man sie genießt, sorgfältig untersucht werden, damit keine Giftpflanzen oder Giftwurzeln, als: Bilsenkraut, Schierling, Wolfskirsche, Stechapfel, Schwarzkümmel, u. dgl. darunter sey.

Alle Schwämme oder Pilze verdauen sich schwer, und sind ungesund, und da überdieß leicht giftige Schwämme darunter seyn können, so thut man am beßten, wenn man keine ißt.

Rei-

Reife Kartoffeln sind nicht ungesund, wenn sie von guter Art sind, und nicht übermäßig genossen werden. Unreif sind sie wahres Gift für den menschlichen Körper, denn sie erzeugen die Ruhr und andere schlimme Krankheiten. Vor der Mitte des Septembers sollte Niemand Kartoffeln essen. Fette Speisen in Menge zu genießen, ist sehr schädlich. Der Husten, an dem beym Anfange des Winters sehr Viele leiden, ist mehr dem zu häufigen Genuß des Schmalzes und des Schweinefleisches, als der Kälte zuzuschreiben.

Scharfe, gesalzene und gewürzte Speisen erhitzen das Blut und sind ungesund. Viel und besonders alten Käse zu essen ist ungesund, weil er Gries und Steine in der Blase erzeugt. Süße Sachen schwächen den Magen, machen Blähungen und unterdrücken die Eßlust. Hütet euch die Speisen heiß zu genießen; ihr verderbt dadurch nicht nur eure Zähne, sondern schwächet auch den Magen.

Kupferne Geschirre müssen gut überzinnt seyn, und irdene Gefäße müssen eine gute Glasur haben, sonst können sie für die Gesundheit sehr schädlich werden; doch ist bey den letztern weniger Gefahr, als bey den erstern. Besonders muß man sich hüten, saure Speisen in kupfernen oder zinnernen Gefäßen zuzubereiten und aufzubewahren, denn sie lösen das Kupfer und das dem Zinne gewöhnlich beygemischte Bley auf, und verwandeln es in Gift.

Um die Speisen gehörig zu verdauen, ist es durchaus nöthig, daß dieselben im Munde ge-

gehörig von den Zähnen zermalmt, und mit Speichel gemischt werden. Man muß daher die Speisen gut zerkauen, und nicht zu schnell hinunterschlucken, für die Gesundheit der Zähne sorgen und den Speichelsaft nicht unnöthig verschwenden. Sehr nachtheilig ist daher die Gewohnheit, immer auszuspucken; den Speichel beym Spinnen oder bey andern Arbeiten zu gebrauchen.

Zwischen dem Essen und kurz vor oder nachher viel zu trinken, hindert die Verdauung, weil dadurch der Magensaft zu sehr verdünnt, und der Magen zu stark ausgedehnt wird.

Nichts ist für Verdauung zuträglicher als körperliche Bewegung, besonders in der freyen Luft; doch ist eine heftige Bewegung, so wie eine starke Anstrengung der Geisteskräfte vor oder nach dem Essen, schädlich.

Man sollte eigentlich essen, wenn man hungrig ist; allein dieß erlauben die Umstände nicht immer. Zu häufiges Essen ist nachtheilig, wie ein zu seltenes. Ein Erwachsener muß täglich drey-, ein Kind viermal essen. Das Abendessen muß besonders mäßig und nicht zu kurz vor dem Schlafe geschehen.

Das Trinken ist zur Ernährung des Körpers und zur Erhaltung der Gesundheit eben so nothwendig, als das Essen. Ohne dasselbe würden die Speisen nicht gehörig aufgelöst, gemischt und verdauet werden, die Säfte würden zum nöthigen Umlaufe nicht flüssig genug seyn, alle Absonderungen des Körpers würden schlecht von statten gehen, und eine Menge scharfer und sal-

zi-

ziger Theile, die durch den Urin fortgehen, würden im Körper bleiben. Zu wenig trinken macht daher die Säfte zu dick und zu scharf, verhindert die nöthigen Absonderungen und Ausleerungen, und erregt Fieber. Zu vieles Trinken ist auch ohne Rücksicht auf die Beschaffenheit des Getränkes der Gesundheit nicht zuträglich, vorzüglich wenn es während des Essens, oder vor vollendeter Verdauung geschieht.

Das dem Menschen überhaupt angemessenste, und jungen Leuten als gewöhnliches Getränk nur allein völlig dienliche, ist das reine frische Quellwasser. Es löscht den Durst, vermischt sich gehörig mit den Speisen und Säften, reinigt das Blut, stärkt den Magen, widersteht der Fäulniß, und macht uns ruhig, heiter und froh. Es enthält zwar keine nahrhaften Theile, aber deren bedarf es zu seiner Bestimmung als Getränk auch nicht. Gutes Trinkwasser muß ganz klar und durchsichtig, ohne Farbe, Geruch und Geschmack seyn, und man muß es kalt, nicht lau oder warm trinken.

Alle gegohrne Getränke erhitzen mehr oder weniger das Blut, und verstärken seinen Umlauf und Antrieb nach dem Kopfe. Junge Leute, und besonders Kinder, sollten sie gar nicht trinken. Ein gut ausgegohrnes Bier ist unter ihnen noch das zuträglichste, weil es, besonders bey trockener Sommerhitze, wegen seiner schleimigen Theile, den Durst besser löscht als das Wasser.

Der Brantwein ist unter allen Getränken das schädlichste. Er reitzt so stark, daß ein

Mensch

Mensch, der nicht an ihn gewöhnt ist, kaum einen Theelöffel voll davon vertragen kann. Er hindert die Verdauung, macht Wallung und Hitze, und wirkt auf das Gehirn so stark, daß derjenige, welcher viel davon genießt, alle Besinnung verliert, und so schwerfällig und kraftlos wird, daß er nicht mehr auf seinen Füßen stehen kann. Wie schrecklich und wie eckelhaft ist der Anblick eines Betrunkenen! Auch dann, wenn er sich erholt hat, bleibt er schwach, und dieß Gefühl der Schwäche verleitet ihn, aufs neue zu trinken. Auf die Art gewöhnen sich viele an das Brantweinsaufen, indem sie es nach und nach zu der unglückseligen Fertigkeit bringen, sehr viel davon zu trinken, ohne berauscht zu werden. Die Folgen dieser abscheulichen Gewohnheit sind schrecklich. Die Säufer können die genossenen Speisen nicht mehr verdauen, und verlieren daher endlich alle Eßlust. Bey einigen entsteht von der heftigen Reitzung ein Bluthusten und Lungensucht; die gewöhnliche Folge ist die Wassersucht. Dabey werden die Seelenkräfte ebenfalls geschwächt; die Säufer verlieren also so ganz das Gedächtniß und die Urtheilskraft, daß sie zu den meisten Geschäften gar nicht mehr zu gebrauchen sind. Eben dieß ist der Fall bey Weinsäufern. Der Wein ist zum täglichen Getränk für Gesunde nicht tauglich; nur als stärkende Arzney sollte er von Kranken getrunken werden. Wer gesund ist, der trinke nur dann Wein, wenn er durch starke Arbeiten oder Gehen ermattet ist, oder dann, wenn er einmal mehr Lebhaftigkeit und Frohsinn zu haben wünscht.

Soll aber der Wein stärken und fröhlich machen, so muß man wenig trinken.

Wachtmeister hatte durch eine Heyrath eine Schenke erhalten. Da er täglich mit Bier- und Brantweinschenken zu thun hatte, so gewöhnte er sich, durch Müssiggang verführt, allmählig an das Saufen, und da er auf die Bitten und Vorstellungen seiner rechtschaffenen Frau und seines Bruders nicht hören wollte, so kam er endlich in diesem Laster soweit, daß man ihn selten nüchtern fand. Durch niedrige Possen machte er sich bey seinen Gästen lächerlich und verächtlich, so daß sie ihren Spott mit ihm trieben. Eine Zeitlang schien er sich bey dieser schändlichen Lebensart recht wohl zu befinden, die viele Hitze vom Branntwein hatte ihn aufgedunsen; aber nach und nach ward sein Verstand schwächer, und eines Tages zeigten sich auf einmal Spuren von Wahnsinn. Er sprang nämlich vom Stuhle auf, nahm Krüge und Gläser, und warf sie aus dem Fenster, holte seine Flinte, und wollte einen seiner Gäste erschießen. Man bemächtigte sich zwar sogleich seiner, und brachte ihn in Verwahrung; aber sein Verstand kam nicht wieder: er blieb wahnsinnig und war durch kein Mittel zu retten, denn sein Körper war zu sehr geschwächt, und sein Blut gänzlich verdorben. Zuweilen kam er zur Besinnung, und dann beweinte er seinen unglücklichen Zustand, klagte sich selbst an, und bat Alle, die um ihn waren, sich durch sein trauriges Schicksal warnen zu lassen. Er starb im Wahnsinne.

Es ist unvernünftig, Kindern Brantwein zu geben. Daß er, nüchtern genossen, die Würmer abtreibe, ist Irrthum, eben so, wie daß er, mit Pfeffer vermischt das Fieber vertreibe. In strenger Kälte muß man zu seiner Erwärmung auf Reisen nie Brantwein trinken; denn dieser macht die Menschen so müde, daß sie einschlafen und erfrieren.

Täglich und in großem Maaße genossene warme Getränke sind schädlich, weil sie den ganzen Körper erschlaffen und die Verdauung schwächen, und je jünger und schwächlicher der Mensch ist, desto schädlicher sind sie ihm. Der Thee ist überdieß schädlich, weil er die Nerven zu stark angreift, und der Kaffee verursacht Wallungen des Bluts, Zittern der Glieder, Schwäche und allerley böse Zufälle. Es wäre überhaupt sehr gut, dieses wirklich schädliche Getränk, für welches so vieles Geld aus unserm Vaterlande geht, gänzlich zu verbannen.

Nach einer Erhitzung, sie rühre aus Körper- oder Gemüthsbewegungen her, kalt zu trinken, ist sehr schädlich, und oft sogar tödtlich. Nach einer geschehenen Uebereilung dieser Art muß man sich schnell und stark bewegen, oder viel warmes Getränk genießen.

Kleidung.

Der Körper muß in unseren Gegenden bekleidet, aber die Kleidung darf nicht eng seyn, und den Körper oder einzelne Theile pressen, weil sie sonst die Bewegung oder den Blutumlauf hindert. Besonders schädlich ist das Einpres-

pressen des Unterleibes und jede enge Kleidung für Kinder, auch das Festbinden der Kniebänder. Fischbeinerne oder andere steife Schnürleiber, enge Mieder und Korsetten sind sehr nachtheilig, und verunstalten so wie die spitzen und engen Schuhe.

Die Kleidung muß überdieß, besonders in der Jugend, nicht zu dicke und warm seyn. Durch eine zu warme und dicke Kleidung wird der Körper geschwächt und entkräftet, weil sie den Einfluß der stärkenden Luft auf den Körper und die Einsaugung der Haut vermindert, die Ausdünstung dagegen zu sehr vermehrt, und zu Erkältungen und allen davon herrührenden Uebeln geneigt macht. Besonders müssen Kopf, Hals und Brust nur leicht bedeckt seyn. Die warmen wollenen und Pelzmüzen, und die dicken Halstücher sind besonders für Kinder höchst schädlich. Der Unterleib und die Füße müßen am wärmsten gehalten werden. Besonders schädlich ist in unserer Gegend, wo sehr heiße und sehr kühle Tage oft wechseln, ja oft der Abend eines sehr heißen Tages sehr kühl wird, die sehr leichte Sommerkleidung. Man sollte wenigstens, sobald ein irgend kühler Tag kommt, sie mit einer wärmern vertauschen.

Sehr gefährlich ist es, Kleidungsstücke zu kaufen und anzuziehen; denn durch dieselben können wir leicht mit gefährlichen Krankheiten angesteckt werden. Schon mancher gesunde Mensch kaufte mit einem solchen Kleidungsstücke sich eine immerdauernde Siechheit, schreckliche Krankheiten und Tod.

Von der Reinlichkeit.

Sey reinlich in allen Dingen; vorzüglich halte dich selbst, deine Wohnung und die Luft in derselben rein.

Halte dich selbst rein, dann darfst du desto sicherer hoffen, vor den vielen Krankheiten, die aus der Unreinlichkeit entstehen, bewahrt zu bleiben. Die Reinlichkeit ist meinem Viehe nützlich; wie sollte sie es nicht für mich seyn? Ich will mich reinlich halten, mir alle Morgen die Haare auskämmen, den Mund ausspülen, Ohren, Hals, Hände und Gesicht täglich waschen. Die Füße will ich wenigstens in jeder Woche einmal, und meinen ganzen Körper jährlich mehrere Male durch ein lauwarmes oder kaltes Bad zu reinigen und zu stärken suchen. Ob mir ein lauwarmes oder ein kaltes Bad am meisten zu empfehlen ist, und wie ich mich beym Baden zu verhalten habe, darüber werde ich den Rath verständiger Menschen vernehmen und befolgen.

Schlafen.

Der Schlaf ist zur Erhaltung des menschlichen Körpers unentbehrlich, und daher schadet es der Gesundheit, wenn man sich demselben gewaltsam entzieht, und zu wenig schläft. Aber auch das zu viele und zu lange Schlafen ist schädlich und entkräftet den Körper. Obgleich der eine Mensch nach seiner Körperbeschaffenheit und Lebensart mehr Schlaf nöthig hat, als der andere, so ist doch für einen Erwachsenen und Gesunden ein sieben Stunden langer Schlaf hinreichend

chend

chend. Kinder können eine Stunde länger schlafen. Um ruhig zu schlafen, esse man nicht kurz vor dem Schlafe, genieße keine hitzigen Getränke, arbeite am Tage fleißig, und sorge für ein gutes Gewissen. Es kommt viel darauf an, daß wir ruhig schlafen, denn nur der ruhige Schlaf stärkt. Die beßte Zeit zum schlafen ist offenbar die Nacht, wie dieß schon die Dunkelheit und feuchte ungesunde Nachtluft schließen läßt.

Das Schlafzimmer darf nicht klein, niedrig, feucht oder warm seyn; und in der Wohnstube zu schlafen, ist wegen der in derselben befindlichen Dünste nicht zuträglich. Am Tag muß die Luft durch das Oeffnen der Fenster wieder gereiniget werden; auch muß überhaupt die größte Reinlichkeit herrschen. Unter zugezogenen Bettvorhängen zu schlafen, ist für die Gesundheit sehr nachtheilig. Die Gewohnheit, unter Federbetten zu schlafen, ist aus mehreren Gründen nicht gut. Die beßten Betten sind die, welche aus mit Pferdehaaren gestopften Unterbetten mit Kopfkissen bestehen, und eine baumwollene durchnähete Decke haben. Ist man einmal gewohnt, in Federbetten zu schlafen, so müssen diese sehr oft im Sonnenscheine geklopft und rein überzogen werden. In fremden Betten zu schlafen, besonders wenn sie nicht rein überzogen sind, ist immer gefährlich, weil man leicht durch dieselben angesteckt werden kann. In Wirthshäusern lege man sich nie anders als unausgekleidet aufs Bette, oder lasse sich lieber ein Strohlager machen.

Das Beysammenschlafen in einem Bette ist für die Gesundheit immer nachtheilig, und muß, wo es irgend möglich ist, ganz vermieden werden. Bey kranken Personen in einem und demselben Bette zu schlafen, ist strafbare Sorglosigkeit für seine Gesundheit; nicht einmal in einem Zimmer darf man mit ihnen schlafen.

Betten, in welchen Kranke gelegen haben, oder Menschen gestorben sind, müssen, ehe man sie wieder gebraucht, ausgekocht und gewaschen werden. War die Krankheit sehr bösartig, so muß man die Betten verbrennen oder tief vergraben.

Bewegung.

Die Bewegung ist zur Erhaltung der Gesundheit durchaus unentbehrlich, denn ohne dieselbe wird der Blutumlauf träge und langsam, die Säfte stocken und verderben, die Verdauungskraft wird geschwächt, die Eßlust vermindert, die festen Theile werden schlaff, und selbst die Seele verliert ihre Heiterkeit und Thätigkeit. Die Körperbewegungen, die wir uns machen, müssen aber nicht zu stark seyn, nicht unsere Kräfte erschöpfen und uns in heftigen Schweiß bringen, sonst werden sie schädlich. Die beßte Zeit zur Bewegung ist Morgens und Nachmittags, aber erst nach geschehener Verdauung. Das Gehen ist die beßte Bewegung. Bey keiner Art der Witterung ist die Bewegung so nothwendig, als bey feuchter Kälte, weil bey derselben die unmerkliche Ausdünstung am geringsten und die Einsaugung der Haut am stärksten

ist.

ist. Bey einer heißen trockenen Luft ist eine zu starke Bewegung doppelt schädlich. Vorzüglich nöthig ist die Bewegung für Kinder und junge Leute.

Erhaltung der Sinneswerkzeuge.

Das Gefühl wird durch fleißige Uebung und Reinhalten der Haut gesund erhalten. Zum Fühlen bedient man sich vorzüglich der Hände. Wenn diese durch Frost und Kälte erstarrt sind, so stellt man das verlorne Gefühl am beßten dadurch wieder her, daß man sie durch Reiben zu erwärmen sucht. Schädlich ist es, sie an den heißen Ofen zu halten, weil dann leicht Frostbeulen an ihnen entstehen. Aus eben diesem Grunde ist es auch nicht gut, die Hände, die man eben im kalten Wasser gehabt hat, sogleich wieder in warmes zu stecken.

Wer seinen Geruch erhalten will, der muß die Luft und die Nase so viel als möglich rein halten, und sich nicht an den Schnupftaback gewöhnen. — Dem Geschmacke schadet unmäßiges Wein- und Brauntweintrinken, das Tabakrauchen, und der Genuß heißer, scharf gesalzener und stark gewürzter Speisen. Auch den Zähnen sind heiße Speisen und Getränke, Tabakrauchen, das Zerbeissen harter Fruchtkerne, metallene Zahnstocher, und besonders auch Unreinlichkeit schädlich. Ganz kaltes Wasser ist den Zähnen auch nachtheilig, und reiniget sie auch nicht so gut, als lauwarmes Wasser. Den ersten angefressenen Zahn muß man sogleich herausnehmen lassen, damit er die übrigen nicht

auch ansteckt. — Dem Gehör schadet jeder starke und unerwartete Schall, verdorbene Luft, Federbetten, Staub, viel Ohrenschmalz, das Zusammendrücken der äussern Ohren durch Mützen und Kopfbinden, und übermäßiges Warmhalten des Kopfes — Den Augen schadet zu starkes und zu schwaches Licht, schnelle Abwechslung zwischen Licht und Finsterniß, verdorbene und unreine Luft so wie auch übermäßiges Warmhalten des Kopfes. Zur Erhaltung des Gesichts muß man ferner nur grobe Arbeiten bey Lichte verrichten, und die Bettstellen so stellen, daß das Licht nicht gerade in die Augen strahlt.

Leidenschaften.

Vermeide alle heftigen Leidenschaften, freue und betrübe dich nie über eine Sache so sehr, begehre und verabscheue nie etwas so heftig, daß du alles andere darüber vergässest, und an nichts weiter dächtest, als an das, was dir Freude und Betrübniß verursacht, was du gerne haben oder von dir entfernen möchtest. Allzugroße und ausgelassene Freude ist der Gesundheit eben so schädlich und nachtheilig, als allzugroße und anhaltende Traurigkeit; und heftiger Zorn, plötzliche und große Furcht, Neid, Gram und Kummer verzehren die Lebenskräfte und bringen oft um Verstand und Gesundheit. „Traurigkeit" spricht Sirach „tödtet viele Leute, und dient doch nirgends zu. Eifer und Zorn verkürzen das Leben, und Kummer macht alt vor der Zeit. Iß dein Brod mit freudigem Herzen, und trinke deinen Trank mit gutem Muthe."

Ge=

Gewöhne dich daher von Jugend auf zur Sanftmuth und Gelassenheit, und lerne deine Begierden und Leidenschaften mäßigen. Bist du dennoch von einer heftigen Leidenschaft überrascht worden, hast du dich sehr erzürnt, bist heftig erschrocken, ist Freude oder Betrübniß bey dir besonders stark gewesen, so gehe in die frische Luft, mache dir eine Bewegung, siehe auf gegen den Himmel, denke an Gott und an die Pflicht, ihm ähnlich zu werden, und seinen Willen zu erfüllen. Liebe die Menschen, vertraue der Vorsehung und hoffe das Beste!

Verhalten in Krankheiten.

Wenn wir krank werden, so ist es Pflicht für uns, einen geschickten, von der Obrigkeit bestättigten Arzt bey Zeiten um Rath zu fragen, und die Mittel, welche er uns zu gebrauchen vorschreibt, gewissenhaft auf die vorgeschriebene Art zu gebrauchen, so wie die von demselben festgesetzte Lebensordnung genau zu befolgen.

Es gehört eine sehr genaue Kenntniß des menschlichen Körpers, der Heilkräfte, die Gott in die Natur legte, der Ursachen der verschiedenen Krankheiten, und der Art, wie jene Heilkräfte in einzelnen Fällen angewendet und benutzt werden müssen, so wie eine lange Beobachtung und Erfahrung dazu, Andern bey ihren Krankheiten rathen und helfen zu können. Die Kunst des Arztes und Wundarztes ist eine schwere Kunst. Große Thorheit und Gewissenlosigkeit ist es daher, bey eigenen oder den Krank-

hei-

heiten Anderer, Quacksalber, d. h. Leute zu gebrauchen, welche nicht von der Obrigkeit die Erlaubniß haben und dazu angesetzt sind, Krankheiten zu heilen, oder auf den Rath jedes Menschen bald dieses bald jenes Hausmittel zu gebrauchen, die in tausend Fällen schaden, wenn sie vielleicht in einem helfen. Eben so wenig darf man Schachtelkrämern, Balsamträgern und Arzneyhändlern, die im Lande herumstreichen, ihre Arzneyen abkaufen; denn man kann dadurch leicht sein Leben verlieren.

Es ist allemal gut, wenn der Arzt den Kranken, den er heilen soll, selbst sieht und spricht. Ist dieß aber nicht möglich, so muß man dem Arzte den ganzen Hergang der Krankheit, und den gegenwärtigen Zustand des Kranken mündlich oder schriftlich genau berichten.

Die Arzney, welche der Arzt verordnet, muß ganz so, wie derselbe es vorschreibt, gebraucht werden, sonst kann sie nicht helfen, und bringt wohl gar großen Schaden. Was der Arzt in Hinsicht auf die Lebensart vorschreibt, wenn er z. B. gewisse Speisen und Getränke verbietet, oder fodert, daß man im Bette bleiben soll, muß aufs genaueste befolgt werden. Geschieht dieß nicht, so kann der Arzt auch nicht helfen, und seine Arzneyen können sogar schädlich werden.

Mit Kranken muß man sanft und liebreich umgehen; man muß für Ruhe und Stille sorgen, und daher die vielen Besuche verhüten; auch selbst nicht zuviel mit dem Kranken reden. Die Luft im Krankenzimmer muß immer rein

und

und frisch erhalten werden, und daher muß zuweilen ein Fenster, doch so, geöffnet werden, daß die eindringende Luft nicht den Kranken trift. Krankenstuben müssen geräumig und hoch, und nicht heiß seyn; auch muß man sie etwas dunkel zu machen suchen. Die Betten müssen reinlich, und das Deckbett darauf nicht zu schwer seyn. Ueberhaupt muß in einem Krankenzimmer die größte Reinlichkeit herrschen, und das Bette des Kranken darf an keiner feuchten Wand und nicht im Zuge stehen. Trägt man Bedenken, die Fenster zu öffnen, so muß man oft mit Essig räuchern, welches geschieht, indem man ihn auf ein heißes Eisen schüttet.

Von der Luft.

Es kommt sehr viel darauf an, daß die Luft, welche wir einathmen, frisch, rein und trocken sey; denn sonst kann sie uns nicht beleben und stärken, nicht frisch und fröhlich machen. Reine und trockene Luft muntert auf zur Arbeit, vermehrt den Hunger, macht, daß einem die Speisen wohl bekommen, und giebt einen ruhigen sanften Schlaf.

Die frische und reine Luft ist also dem Menschen zum Gesundseyn eben so nothwendig, wie Speise und Trank, und wie dem Fische das frische Wasser. Wie sehr freuet ihr euch, wenn ihr lange in der Stube habt sitzen müssen, und nun auf einmal vors Thor in die reine frische Luft kommet. Nicht wahr, da ist euch noch einmal so wohl, als in der dunstigen Stube?

Wenn in einer kleinen Stube viele Menschen bey einander sind, und besonders darin bey einander schlafen, so verdirbt die Luft. Was ist nun da zu thun? Man muß Morgens, Mittags und Abends die Fenster und Thüren auf einige Minuten öffnen, und die frische Luft von aussen hineinlassen.

Noch schlimmer ist es, wenn in der Stube, ausser den Ausdünstungen der Menschen, auch noch der Dampf von Oellampen, Talglichtern oder Lichtschnuppen, oder vom Bögeln der Wäsche, oder von Wollkämmen und von brennenden Holzkohlen die Luft verdirbt. Dann können die Menschen nicht nur krank werden, sondern sogar ersticken. Man kann die Luft dadurch verbessern, daß man Essig auf einen glühenden Stein gießt. Ein Windofen ist ein guter Luftreiniger.

Wer in einer Stube schläft, in welcher frische Wäsche zum Trocknen aufgehängt ist, setzt sich in die größte Gefahr, plötzlich an einem Schlagflusse zu sterben, oder wenigstens unerträgliche Kopfschmerzen und heftigen Schwindel zu bekommen.

Eben so schädlich sind die Ausdünstungen stark riechender Blumen, und frisch mit Kalk übertünchter, oder mit Farben angemahlter Wände.

In einer ordentlichen und reinen Wohnstube sieht man keine Spinnengewebe; im Sommer nur wenige Fliegen, keinen Staub, kein Stroh und keinen Unrath, also z. B. keine Apfelschalen, oder Knochen. Die Fenster sind hell

und

und klar, und man spürt keinen üblen Geruch oder stinkende Ausdünstungen.

Von den Wohnungen.

Wenn eine Wohnung gesund seyn soll, so müßen die Stuben und Kammern hell, geräumig und luftig seyn. In dunklen, dumpfigen und feuchten Wohnungen werden die Menschen ungesund und schwach, gichtisch und kränklich, sogar dumm, verdrießlich und schwermüthig. Kinder gedeihen in solchen Wohnungen nicht, sondern werden blaß, schwellen, zehren aus und sterben.

Stuben und Kammern müssen alle Tage gekehrt und gereiniget, und wo möglich alle Jahre geweißt werden.

Bey kaltem Wetter muß man die Stuben nicht unmäßig heitzen, und sich nicht an den warmen Ofen setzen oder stellen, am allerwenigsten sich auf die Ofenbank legen und schlafen, denn das macht den Menschen dumm und krank. Eine sehr üble und gefährliche Gewohnheit ist es, die Schlafstube noch kurz vor dem Schlafengehen zu heizen. Daraus kann großes Unglück entstehen, wie ihr aus folgender Geschichte lernen könnt.

Eine wohlhabende Wittwe, welche zwey erwachsene Töchter hatte, mußte eine Nacht aus dem Hause bleiben, um bey ihrer kranken Schwester zu wachen. Die beyden Mädchen dachten, sie wollten sich einmal recht was zu gute thun, und heitzten, weil der Abend sehr kalt war, die Schlafstube ungewöhnlich stark.

Nun

Nun giengen sie beyde fröhlich zu Bette, nachdem sie zuvor den Ofen fest zugemacht hatten. Die Unglücklichen! Sie standen nicht wieder auf; denn der Ofen bekam von der starken Hitze einen Riß, und ein Stück Holz, welches nur halb verbrennt war, fing an zu rauchen, und füllte bald die ganze Stube mit Rauch an. Beyde Mädchen mußten ohne Rettung ersticken. Zwar war die eine vom Schlafe erwacht, aber vergebens hatte sie es versucht, die Thüre zu erreichen; man fand sie in schrecklicher Gestalt auf dem Boden liegen; in der Todesangst hatte sie sich das ganze Gesicht zerkratzt, und die Haare ausgerauft. Welch ein Anblick war es für die unglückliche Mutter, als sie am Morgen ihre beyden geliebten Kinder, die Hoffnung und Stütze ihres Alters, nicht mehr am Leben fand! O, lernet doch, so lieb euch euer Leben ist, mit Feuer und Licht behutsam umgehen, liebe Kinder, damit euch nicht ein ähnliches Unglück widerfahre!

Merkt euch auch dieß, daß es äusserst gefährlich ist, die Stuben und Stubenkammern oder sich selbst durch Holzkohlen, welche in einem Feuerbecken oder in einem Hafen sind, zu erwärmen; man wird davon elend und kann sehr leicht ersticken, wenn in dem Hafen Fett gewesen ist, oder die Kohlen nicht völlig ausgebrannt sind.

Erhitzungen und Erkältungen.

Um dieselben zu vermeiden merke und beobachte man folgende Regeln:

Wenn man durch heftige Anstrengung des Körpers sehr erhitzt ist, so muß man

1) nicht auf einmal sich still hinsetzen oder hinlegen, sondern in einer mäßigen Bewegung bleiben, um sich so allmählig wieder abzukühlen.

2) Am wenigsten darf man sich auf den kalten Erdboden und ins Gras setzen oder legen, oder gar daselbst einschlafen.

Lähmung der Glieder, Gicht, Schwindsucht und andere Uebel können die Folgen davon seyn. Ueberhaupt ist das Sitzen und Liegen, ja selbst das lange Stehen auf einem Flecke der Erde, besonders im Frühjahre, wo die Erde noch feucht ist, und stark ausdünstet, sehr nachtheilig.

3) Alle kalten Getränke sind Gift, wenn man erhitzt ist. Aber auch erhitzende Getränke, als Branntwein, Punsch, ja selbst Kaffee sind schädlich, und bewirken, in der Erhitzung genossen, gefährliche Uebel.

4) Wir müssen uns nicht der kalten Luft, dem Winde oder der Zugluft aussetzen, und uns nicht sogleich auskleiden.

5) Nicht kalt baden, und wenn unsere Kleider durch Regen oder Schweiß durchnäßt sind, nicht in diesen Kleidern still sitzen oder stehen, sondern, nachdem man sich abgekühlt hat, andere trockene und warme Kleider anziehen.

Nachdem wir uns abgekühlt, und, wo möglich, umgekleidet haben, dürfen wir unsern Durst, jedoch nur langsam, stillen, indem wir nur wenig trinken, und das Wenige erst im Mun-

de etwas verschlagen lassen. Hat Jemand in der Erhitzung getrunken, was soll er dann thun? Ihr habt es schon in diesem Buche gelesen. Besser ist es indessen man trinkt nicht, denn oft kann selbst die stärkste nachherige Bewegung die Folgen, besonders eines sehr kalten und starken Trunkes, nicht wieder aufheben.

Wer sich in feuchter kalter Witterung oder im Winde erkältet hat, bedecke sich mit warmen Kleidern, bewege sich stark, trinke einige Tassen warmes Wasser mit etwas Essig vermischt, oder auch einige Tassen Fliederthee, und lege sich ins Bette.

Ist der ganze Körper, oder sind einzelne Theile naß und kalt geworden, so behalte man ja die nassen Kleider, Strümpfe, Schuhe, Hemden u. s. w. nicht an, sondern ziehe sie aus, reibe die Haut mit einem trockenen Tuche, und ziehe andere trockene warme Kleider an. Wer das nicht thut, setzt sich der Gefahr aus, Gliederreißen, Gicht und Flüsse zu bekommen. Ueberhaupt suche man die Haut von Kindheit an, durch einen häufigen Aufenthalt in der freyen Luft, durch Waschen und Baden abzuhärten, und mache sich fleißig körperliche Bewegung.

Von der Sommerkleidung habt ihr schon das Nöthige in dem Abschnitte von der Kleidung gelesen.

VI.

Von der Zeitrechnung und vom Kalender.

Eigentlich heißt die Zeit vom Anfange der Sonne bis zum Untergange derselben ein Tag, und dieß wäre der natürliche Tag. Aber so berechnen wir unsere Tage nicht, denn sonst würden sie niemals aus 24 Stunden, sondern mitten im Sommer höchstens aus sechzehn, und mitten im Winter nur aus sieben bis acht Stunden bestehen. Nach der Zeitrechnung, welche bey uns eingeführt ist, nehmen wir Tag und Nacht zusammen, und nennen dieß einen Tag. Wenn wir also von jemand sagen: er ist auf acht Tage verreist, so heißt das eigentlich auf acht Tage und auf acht Nächte. Solch ein Tag, oder 24 Stunden, der sich um Mitternacht anfängt, und bis zur folgenden Mitternacht dauert, heißt ein bürgerlicher Tag. Wir zählen aber nur zwölf Stunden von Mitternacht bis Mittag, und dann eben so viele vom Mittage bis Mitternacht. Die Uhren dienen dazu, um genau die Stunden abzumessen. Man hat dreyerley Uhren. Die eine Art ist unbeweglich, nämlich die Sonnenuhren. Die Sonnenuhren zeigen bey Sonnenschein die Stunden mittelst eines Zeigers an, der in der Mitte der Uhr aufrecht steht, und deßen Schatten immer auf die Zahl der Stunde fällt, welche verflossen ist. Fällt also der Schatten des Zeigers zwischen vier und fünf, so ist es halb fünfe. Die Sanduhren sind jetzt fast gar nicht mehr gebräuchlich.

In

In einem verschlossenen Glase ist feiner Sand, der in einem überaus feinen Strahl durch eine unten im Glase angebrachte Oeffnung in ein anderes Glas läuft. Die Einrichtung ist so gemacht, daß er gerade in einer Stunde abläuft. Man kann an diesen Stunden nur wissen, daß eine Stunde des Tags verflossen ist, aber nicht die wievielste Stunde.

Die brauchbarsten Uhren sind also unstreitig die Räder-Uhren, denn man kann sie bey Sonnenschein und in der Finsterniß gebrauchen, und sie zeigen weit genauer die Zeit an, als Sonnenuhren und Sanduhren. Die Räderuhren werden, wenn sie groß sind, z. B. die Wanduhren und Stubenuhren, durch Gewichter in Bewegung gesetzt. Sind sie klein, wie die Taschenuhren, so setzt man sie durch eine dünne zusammengekrümmte Stahlplatte, welche die Feder heißt, und sich nach und nach ausdehnt, in Bewegung. Eine Räderuhr zeigt nicht nur die Stunden, sondern auch die Minuten (deren sechzig auf eine Stunde gehen), ja sogar, wenn sie darnach eingerichtet ist, die Sekunden an. Sechzig Sekunden machen eine Minute aus. Wie viel Sekunden gehen also auf eine Stunde?

Der Mond läuft in jedem Jahre ungefähr dreyzehnmal um die Erde, und wird, eben so, wie unsere Erde, von der Sonne erleuchtet. Aber bey seinem Umlauf zeigt er uns nicht immer die ganze von der Sonne erleuchtete Hälfte, sondern bald einen größern bald einen kleinern Theil derselben. Diese Veränderungen seiner erleuchteten Seite finden wir im Kalender mit

fol-

folgenden Namen angezeigt: Neumond, erstes Viertel, Vollmond, letztes Viertel. Den Neumond sehen wir gar nicht, weil uns der Mond alsdann seine dunkle Seite zukehrt. Aber einige Tage nach dem Neumond sehen wir einen schmalen Abschnitt der Mondscheibe, in Form einer Sichel, am Himmel glänzen. Sieben Tage nach dem Neumonde sehen wir die Mondscheibe halb erleuchtet, und dieß wird das erste Viertel genannt. Nun wird die Mondscheibe an jedem Abende größer und runder, und sieben Tage nach dem ersten Viertel ist sie ganz rund, denn nun steht der Mond der Sonne gegenüber, und zeigt uns seine ganze erleuchtete Hälfte. Nun nennen wir ihn Vollmond. Der Vollmond nimmt alle Abende ab, und hat sich nach sieben Tagen wieder in den halben Mond verwandelt, d. h. wir sehen seine Scheibe nur halb erleuchtet, und zwar des Morgens um 6 Uhr; dann sagen wir, es ist das letzte Viertel. Von dieser Zeit an rückt der Mond der Sonne wieder näher, und steht nach sieben Tagen mit ihr in einerley Gegend des Himmels, daher wir ihn dann gar nicht sehen, und folglich wieder Neumond haben.

Die Zeit von einem Neumonde bis zum andern wird ein Monat, oder Mond genannt. Wie viel Tage würden also zu einem Monat gehören, wenn sich der Mond wirklich genau in Zwischenräumen von sieben Tagen viermal so veränderte, wie es vorhin beschrieben worden ist? Aber so rechnen wir nicht, denn wir würden mehr als zwölf Monate im Jahre zählen

müs-

müssen, wenn wir die Monate genau nach dem Umlauf des Mondes abmessen wollten. Um eine gerade Zahl zu haben, hat man zwölf Monate angenommen, und jedem Monat einige Tage mehr gegeben, als er haben müßte, wenn er nach dem Umlauf des Mondes abgemessen werden sollte. Der Mondschein ist für die, welche des Nachts reisen oder arbeiten, sehr nützlich. Wenn euch aber Jemand bereden will, daß einige Geschäfte besser im zunehmenden, und andere besser im abnehmenden Monde gerathen, so glaubet es nicht.

Wir sagen zwar: die Sonne geht unter; aber eigentlich geht oder bewegt sich die Sonne am Himmel nicht, sondern bleibt unbeweglich an demselben Orte stehen. Aber unsere Erde bewegt sich um die Sonne, und zwar binnen einer Zeit von drey hundert fünf und sechzig Tagen und sechs Stunden, und indem sie sich um die Sonne herum bewegt, dreht sie sich zugleich drey hundert fünf und sechzigmal um sich selbst, wie sich das Rad um seine Axe dreht, und dabey zugleich immer weiter fortbewegt. Die Sonne kann die Erde, da diese fast so rund wie eine Kugel ist, nicht auf einmal ganz bescheinen oder erleuchten, sondern nur diejenige Hälfte der runden Erde, welche ihr zugekehrt ist. Nimm eine Kugel, und halte sie, wenn es finster ist, gegen ein Licht, nicht wahr, so wird nur die eine Hälfte der Kugel von dem Lichte erleuchtet, und die andere nicht? Es sieht also alle Tage so aus, als ob die Sonne untergienge, weil

wir

wir die allmählige Bewegung unserer Erde unmöglich wahrnehmen können, so wenig wir es wahrnehmen, daß ein Schiff allmählig auf dem Flusse fortschwimmt, wenn wir nicht etwa ein besonderes Merkzeichen haben, woran wir dieß erkennen.

Daß man also die Zeit in Jahre eintheilt, und drey hundert fünf und sechzig Tage zu einem Jahre rechnet, dieß kommt daher, weil man alle Tage die Sonne erscheinen und wieder verschwinden sahe. Und nun gebt einmal recht Acht auf die Sonne, so werdet ihr bemerken, daß sie nie an demselben Orte des Himmels erscheint und verschwindet. In manchen Monaten scheint sie nur kurze Zeit, weil diejenige Hälfte unserer Erde, welche wir bewohnen, sich nach sechs oder acht Stunden schon wieder von der Sonne abkehrt; in manchen Monaten aber sehen wir die Sonne sechzehn bis siebzehn Stunden am Himmel, weil in dieser Zeit diejenige Hälfte unserer Erde, auf der wir wohnen, sich für so lange Zeit der Sonne zukehrt. Es giebt also Monate im Jahre, wo unsere Tage kurz, und dann folglich auch die Nächte desto länger sind; und wiederum andere Monate, in welchen wir kurze Nächte und lange Tage haben. Zweymal im Jahre, nämlich den ein und zwanzigsten März und den drey und zwanzigsten September, ist der Tag bey uns gerade eben so lang, als die Nacht, also beym Anfange des Frühlings und Herbstes. Den kürzesten Tag im Jahre haben wir am ein und

zwanzigsten Dezember, und den längsten am ein und zwanzigsten Juni.

Nun wissen wir alle, woher die Abwechselung von Tag und Nacht entsteht; nämlich von dem Umdrehen der Erde um sich selbst, oder wie man auch sagt, um ihre Achse. Wir wissen auch, daß am Ende eines Jahres, oder eines Zeitraums von drey hundert fünf und sechzig Tagen, noch sechs Stunden übrig bleiben, weil die Erde gerade so viel Zeit gebraucht, um ihren Lauf um die Sonne zu vollenden. Diese überzähligen sechs Stunden rechnet man allemals im vierten Jahre zusammen, und macht einen Tag daraus, den man den Schalttag nennt, weil er dem jedesmaligen vierten Jahre eingeschaltet wird, und zwar im Februar, der also dann neun und zwanzig Tage enthält. Das Jahr, in welchem diese Einschaltung geschieht, heißt ein Schaltjahr.

Wenn hundert Jahre verflossen sind, so sagt man: ein Jahrhundert ist zu Ende. Wir nennen das zuletzt zu Ende gegangene Jahrhundert das achtzehnte, weil seit der Geburt Jesu Christi, des größten Wohlthäters der Menschen, achtzehn hundert Jahre verflossen sind.

In dem Kalender ist die Zeitrechnung auf ein ganzes Jahr genau angezeigt. Er ist also ein sehr nützliches Buch *). Doch enthält er auch

*) Der baierische Volkskalender für den Bürger und Landmann, welcher jährlich in der Fleischmannischen Buchhandlung in München erscheint und 24 kr. kostet, enthält so viele nützliche Dinge, daß er als der beßte Kalender allen Familien mit Recht empfohlen werden kann.

auch manches Unnütze, z. B. die Vorhersagung der Witterung; denn kein Mensch ist im Stande, auch nur einen Tag, vielweniger ein ganzes Jahr vorher zu wissen, wie die Witterung beschaffen seyn werde, da nichts veränderlicher ist, als das Wetter. Das Nützlichste in dem Kalender ist die Anzeige der Tage, Wochen und Monate durchs ganze Jahr; die Bestimmung der Festtage, die Abwechslungen des Mondes, und die Anzeige der Sonnen- und Mondfinsternisse, welche in dem Laufe des Jahrs eintreten.

Die Namen der zwölf Monate sind sehr alt, und nicht deutschen Ursprungs. Besser wäre es daher, wenn wir die deutschen Namen gebrauchten, welche schon vor tausend Jahren ein deutscher Kaiser, Karl der Große, den Monaten gab. Er nannte mit Recht den Januar Wintermonat, den Februart Hornung, von dem alten deutschen Worte Hor, welches Koth bedeutet, weil es in diesem Monate gewöhnlich thauet, und dann viel Koth entsteht; den März nannte er den Lenz- oder Frühlingsmonat; den April Ostermonat; den May Wonnemonat, weil er Wonne oder Freude bringt; den Juni Brachmonat, weil dann die Brachäcker, d. h. die unbesäet gebliebenen Aecker, zur Wintersaat zubereitet werden; den Juli Heumonat; den August Erntemonat; den September Herbstmonat; den Oktober Weinmonat; den November Windmonat, und den Dezember Christmonat,

 weil

weil das Geburtsfest Jesu Christi in diesem Monate gefeyert wird, und zwar um Weihnachten. Dieses Fest fällt allemal auf den fünf und zwanzigsten Dezember.

Das Osterfest fällt nicht immer auf denselben Tag, und nicht immer auf denselben Monat, sondern entweder am Ende des März, oder vor dem fünf und zwanzigsten April.

Das Pfingstfest fällt allemal sieben Wochen nach Ostern ein.

Der Kalender enthält auch ein genaues Verzeichniß der Jahrmärkte und Messen, welche in verschiedenen Städten gehalten werden. Unter Messen versteht man große Jahrmärkte, zu welchen sich sehr viele Kaufleute aus fremden und entfernten Ländern mit ihren Waaren einfinden. In Deutschland giebt es mehrere Orte, wo Messen gehalten werden. Die bekanntesten sind die Messen, welche in Leipzig, in Frankfurt am Main, Frankfurt an der Oder und Braunschweig gehalten werden. In Baiern sind die berühmtesten Messen (Dulten) zu München, Augsburg, Passau, Nürnberg, Bamberg, Würzburg.

In unsern Kalendern steht auch ein Abschnitt von Sonn- und Mondfinsternissen. Mit diesen Finsternissen hat es folgende Bewandniß: Wir wissen aus dem Vorigen, daß sich die Erde um die Sonne bewegt. Indem sich nun diese großen Körper um einander herumdrehen, so geschieht es zuweilen, daß einer dem andern das Licht der Sonne wegnimmt oder auf-

fängt

fängt, indem er zwischen ihn und die Sonne tritt.

Da nun beyde, die Erde und der Mond, ihr Licht von der Sonne erhalten, und also finster werden müssen, wenn ihnen dieß Licht entzogen wird, so ists natürlich, daß der Mond vor unsern Augen verdunkelt dasteht, wenn die Erde bey ihrer Umwälzung um die Sonne zwischen ihn und die Sonne getreten ist, denn nun wirft die Erde ihren Schatten auf den Mond, und verursacht dadurch eine Mondfinsterniß. Ist nun der Fall umgekehrt, daß nämlich der Mond zwischen die Sonne und unsere Erde getreten ist, so wird zwar die Erde nicht ganz dadurch verdunklt, da der Mond kleiner, als die Erde ist; aber der Mond entzieht uns dann doch größtentheils den Anblick der Sonnenscheibe, so daß es uns scheint, als sey die Sonne zum Theil verfinstert, und darum nennen wir diese Erscheinung eine Sonnenfinsterniß. Diese Benennung ist eben so wenig richtig und passend, als der Ausdruck: die Sonne geht auf, und geht unter; denn die Sonne wird ja bey einer sogenannten Sonnenfinsterniß nicht wirklich verfinstert, sondern nur durch die Mondscheibe verdeckt, und so zum Theil unsern Augen entzogen. Da nun in diesem Falle der Mond den größten Theil der Sonnenstrahlen auffängt, so wird es bey Sonnenfinsternissen bisweilen so dunkel, daß die Sterne am Himmel zu sehen sind, und es aussieht, als ob es Nacht werden wollte.

VII.

VII.

Merkwürdige Naturerscheinungen.

Unsere Erde ist ringsumher mit Luft umgeben, und diese Luftmasse nennt man die Atmosphäre oder den Luftkreis. Je höher die Luft ist, desto dünner ist sie, weil die untere von der obern zusammengedrückt wird. Wir empfinden dieß schon, wenn wir auf hohen Bergen sind, und gewöhnlich sind die Bergbewohner stärker und heiterer, als die Bewohner der Thäler. Viele fremde Stoffe, die sich beständig auf der Erde durch das Verwesen und Ausdünsten der Thiere und Pflanzen, durch das Ausdünsten des Wassers und der Erde, durch das Verbrennen u. s. w. entwickeln, erheben sich in dieselbe bis auf eine gewisse Höhe, und es heißt deswegen der untere Theil des Luftkreises, der Dunstkreis. In diesen tragen sich mancherley merkwürdige Veränderungen zu, von denen ihr jetzt die wichtigsten kennen lernen sollet. Ihre Kenntniß wird euch mit Bewunderung der Weisheit und Güte des Schöpfers und Erhalters der Welt erfüllen, und euch von mancher unnützen Furcht befreyen.

Wenn das Gleichgewicht unter den verschiedenen Luftmassen aufhört, oder wenn sich die Luft in einigen Gegenden auf einmal sehr stark ausdehnt, und dagegen in anderen Gegenden sich zusammendrängt, so entsteht eine starke Bewegung der Luft, welche man Wind nennt. Ist der Wind sehr heftig, so heißt er Sturm, und ein sehr heftiger Sturm wird Orkan genannt.

Oft wüthet der Orkan so heftig, daß er die stärksten Bäume ausreißt, zuweilen ganze Wälder verheert, und Häuser und Thürme umstürzt. Eine solche Verheerung heißt ein Windbruch. Wer kann den Nutzen des Windes angeben?

Die Luft löst beständig eine Menge Wasser auf, oder vereinigt sie mit sich, und je wärmer sie ist, desto mehr thut sie dieß. Sobald aber der Grad der Wärme geringer wird, so kann sie das Wasser nicht mehr in sich halten, sondern es scheidet sich wieder von der Luft, und wird unseren Augen wieder sichtbar. Darauf gründen sich die wässerigen Lufterscheinungen, als: Thau, Nebel, Wolken, Reif, Schnee und Hagel.

Der Thau entsteht auf diese Art: Wenn die Sonne des Tages über die Erde erwärmt, so wird sie, wenn die Sonne untergegangen ist, nicht gleich wieder kalt, und die Ausdünstungen derselben dauern noch fort; die Luft aber, die nun schon kälter wird, kann diese Dünste nicht mehr aufnehmen, daher hängen sie sich in Gestalt der Tropfen an feste Körper, und so entsteht der Abendthau. Weil nun nach und nach wärend der Nacht die Erde kälter wird, so dünstet sie nicht mehr so stark aus, und der Thau wird von der Luft nach und nach aufgelöst, und verschwindet während der Nacht. Der Morgenthau entsteht auch aus den Ausdünstungen der Erde und Pflanzen, und hängt sich in Tropfen an Pflanzen und andere Körper. Indem nämlich die aufgehende Sonne zuerst die obere Luft erwärmt, dehnt diese sich aus, und die un-

untere Luft steigt in die Höhe, wird also sehr verdünnt, daß sie die Dünste nicht mehr aufnehmen kann.

Gefriert der Thau, so nennt man ihn Reif, welches in kalter Frühlings- und Herbstluft geschieht. Er bedeckt Pflanzen, Bäume und andere Körper mit einem weißen Ueberzuge. Wenn der Erdboden sehr kalt ist und es fällt ein sanfter Regen, so gefriert das Wasser an der Erde, und dann sagt man, es habe geglatteiset. — Weil die wärmere Luft sich nach den kälteren Körpern zieht, so hängen sich bey einem Thauwetter die Dünste an kältere Körper, und gefrieren. Dieses nennt man das Ausschlagen der Wände. Eben so geht es mit dem Gefrieren der Fensterscheiben. Im Winter gefrieren auch die Ausdünstungen der Menschen, und setzen sich als Reif an die Kleider und Haare.

Der Nebel entsteht wie der Thau. Wir finden ihn besonders in den Jahrszeiten, wo die Nächte kalt, und die Tage warm sind. Die Luft nimmt die aus der Erde aufsteigenden Dünste, weil sie zu kalt ist, nicht auf, und so verdichten sie sich und schwimmen in der Luft. Verbinden sich diese feinen Wassertheile, so bilden sie sehr feine Tropfen, welche alsdann niederfallen. Man sagt dann: der Nebel fällt. Scheint die Sonne unmittelbar auf den Nebel, so wird dieß schwimmende Wasser durch die Wärme ausgedehnt; es muß verdunsten, und die auf die Erdfläche gelagerte Nebelmasse muß sich heben. Man sagt dann: der Nebel steigt. Erhebt sich

sich der Nebel in die höheren Gegenden der Luft, so entstehen daraus die Wolken, welche sich in einer Höhe von einer Viertel- bis einer Meile nach verschiedenen Gegenden bewegen, je nachdem der Luftzug in verschiedenen Höhen verschieden ist. Die verschiedenen Farben der Wolken entstehen blos daher, daß das Sonnenlicht auf eine sehr verschiedene Weise in den Wolken gebrochen wird.

Sobald die Dünste, die als Wolken in der Luft schweben, in Tropfen zusammenfließen, fallen sie wegen ihrer Schwere als Regen herunter. Wenn die Tropfen sehr klein sind, so ist es ein Staubregen; sind sie groß und fallen sie mit Gewalt nieder, so heißt es ein Platzregen, der mehrentheils nur einen Strich Landes betrifft. Ergießt sich das Wasser gleichsam auf einmal, so entsteht ein Wolkenbruch. Wer weiß den Nutzen des Regens?

Hagel ist gefrorener Regen, welcher entsteht, wenn die untere Luft warm, die obere aber kalt ist. Oft hängen sich die Hagelkörner an einander und bilden große Stücke, wo sie dann, da sie von einer ansehnlichen Höhe herabfallen, oft großen Schaden anrichten.

Der Schnee besteht aus feinen Wassertheilchen, welche gefrieren, und bey stiller Luft in Gestalt sechszackiger Sterne niederfallen. Man kann ihre Figur am beßten beobachten, wenn man sie auf einer Schiefertafel, die eine Zeitlang in der kalten Luft gestanden hat, auffängt. Wenn die Kälte sehr groß ist, so fällt der Schnee

in kleinen Spiesen, weil die gefrorenen Dünste beym Herunterfallen nicht aneinander hängen bleiben.

Zuweilen finden sich in stehenden Wässern so viel kleine rothe Insekten, daß das Wasser davon roth aussieht; oder man findet an Mauern oder Pflanzen rothe Tropfen, welche die Schmetterlinge zurückgelassen haben, wenn sie aus den Puppen gekrochen sind, und dieses hat der Aberglaube zu Blutregen gemacht, und daraus Krieg prophezeihet. Schwefel regnet es eben so wenig. Die gelbe Materie, die sich zuweilen nach einem Regen findet, rührt vom Blumenstaube, besonders der Fichten her, welchen der Wind fortgeführt hat, und der mit dem Regen nieder gefallen ist. Unwissende Menschen behaupten auch, daß es bisweilen Frösche regne. Dieser Irrthum ist dadurch veranlaßt, daß sie, besonders nach einer langen Dürre, in großer Menge aus ihren trockenen Löchern hervorkommen und umherhüpfen, um sich auf dem nassen Boden zu erquicken, und ihren Durst zu löschen. Möglich ist es, daß vielleicht einmal ein paar Frösche von einem Wirbelwinde in die Höhe geworfen, und so wieder heuntergefallen sind.

Andere Naturerscheinungen entstehen blos durch die Brechung und Zurückwerfung der Lichtstrahlen. So ist der Regenbogen eine solche und wirklich prächtige Naturerscheinung. Er besteht aus einem siebenfarbigen Bogen, welcher entsteht, wenn die Sonne einer dunklen Wolke gegenüber steht. Die Sonnenstrahlen brechen sich nämlich auf verschiedene Art in den herunterfallenden Regentropfen. Die oberste Farbe

des Regenbogens ist die rothe, die unterste die violette. Oft sehen wir über dem eigentlichen Regenbogen noch einen anderen blässeren, wo die Farben in umgekehrter Ordnung auf einander folgen. Dieß ist nicht ein bloßer Wiederschein von dem untern, sondern ein eigener Regenbogen, der aber durch eine doppelte Brechung der Lichtstrahlen entsteht. Ist die dunkle Wolke zu klein, so entsteht nur ein Stück von einem Regenbogen, welches man Wassergalle nennt.

Wenn der Dunstkreis stark mit Dünsten angefüllt ist, so zeigen sich um die Sonne oder den Mond lichte Kreise, welche man Höfe nennt. Die Strahlen brechen sich in den Dünsten. Auf eine ähnliche Art, oder vielmehr durch den Wiederschein, entstehen die Nebensonnen und Nebenmonde, deren man oft mehrere mit Einemmale sieht. Wenn sich ein Hof um die Sonne oder den Mond zeigt, so folgt gewöhnlich bald Regen; denn der Dunstkreis ist dann sehr mit Dünsten angefüllt. In Zimmern, die mit vielen wäßrigen Dünsten angefüllt sind, hat selbst das Licht einen Hof. Man hat schon einmal Mittags sieben Sonnen auf Einmal gesehen.

Ehe die Sonne des Morgens über den Horizont heraufkommt, erleuchtet sie schon den oberen Luftkreis, und man sagt dann: der Tag graut. Je höher die Sonne uns zu stehen kommt, desto höher steigt dieser lichte Schein, bis es heller Tag ist. Abends beym Untergange der Sonne ist es umgekehrt. Man nennt diese Erscheinungen Morgen- und Abenddämmerung; und beyde sind eine sehr wohlthätige Einrichtung

Got=

Gottes, indem der plötzliche Wechsel zwischen dem vollen Tageslichte und der vollen Dunkelheit der Nacht unsern Augen schädlich seyn würde. Morgenröthe verkündet gewöhnlich Regen und Wind, Abendröthe aber gutes Wetter.

Wenn Sonnenstrahlen zwischen dunklen Wolken durchfallen, so entsteht das sogenannte Wasserziehen der Sonne.

Ausser diesen glänzenden Lufterscheinungen giebt es nun noch feurige, welche nicht von einer bloßen Brechung der Lichtstrahlen, sondern von wirklichen Entzündungen in der Luft herrühren, wobey vorzüglich das elektrische Feuer, welches sich entweder in der Luft erzeugt, oder von der Erde mit den Dünsten emporsteigt, wirksam ist.

Es giebt in der Natur einen Stoff, von dem nur dieß bekannt ist, daß er einem Körper die Kraft giebt, andere Körper anzuziehen und abzustossen, wobey sich fast immer ein Lichtfunke oder eine Flamme mit einem Knistern oder einem stärkern Geräusch zeigt, und derjenige Körper, der davon getroffen ist, erschüttert wird. Man hat diese Eigenschaft zuerst bey dem Bernstein entdeckt, der in der griechischen Sprache Elektron heißt: und daher ist der Name Elektrizität entstanden. Wenn man z. B. eine Stange Siegellak mit einem wollenen Tuche reibt, und sie dann über kleine Stückchen Papier hält, so zieht sie diese einigemal an, und stößt sie einigemal ab; und kommt man der Stange mit dem Finger zu nahe, so springt ein knisternder stechender Funke heraus. Im Dunkeln kann

man

man dieß sehen. Eben dieß bemerkt man, wenn man eine Glasröhre, Porzellan, Bernstein oder Schwefel reibt, oder im Dunkeln die Haare, besonders grauer Katzen, aufwärts streicht, wobey man zugleich einen besondern Geruch bemerkt. Man hat Maschinen erfunden, welche Elektrisirmaschinen heissen, durch welche man den elektrischen Funken so stark machen kann, daß dadurch in einem Augenblicke Metalle geschmolzen, und Thiere getödtet werden.

Nun werdet ihr das Entstehen der furchtbarsten und schrecklichsten, aber auch zugleich prächtigsten feurigen Lufterscheinung, nämlich des Gewitters, begreifen können. Schrecklich ist es, weil der Blitz alles, was ihm den freyen Durchgang versagt, zerschmettert, Menschen und Thiere tödten, Gebäude entzünden, Bäume und Mauern zerspalten und zerschmettern kann. In der Gewitterwolke befindet sich eine Menge dieser elektrischen Materie, und wenn diese in der Gestalt eines zackigen Feuerstrahls herausfährt, so sagen wir: es blitzt. Das Rollen des Donners rührt von der durch den Blitz erschütterten Luft her, die an Wolken oder Berge anschlägt; daher ist auch der Donner in bergigen und waldigen Gegenden stärker. Wenn der Blitz zündet, oder einen Baum, eine Mauer oder sonst etwas zerschmettert, so sagt man: er habe eingeschlagen. Donnerkeile, d. h. Steine, in der Form eines Keils, die im Gewitter auf die Erde geschleudert würden giebt es nicht. Solche Steine sind entweder alte Streitärxte, oder andere ähnlich geformte Steine.

Das

Das Licht verbreitet sich 60,000mal schneller als der Schall, und daher kommt es, daß wir den Blitz eher sehen, als man den Donner hört. Man bemerkt dieß schon, wenn man in einiger Entfernung eine Kanone abfeuern sieht. Je schneller der Donner dem Blitze folgt, desto näher ist das Gewitter. Kann man zwischen Donner und Blitz noch 15 Pulsschläge zählen, so ist die Gewitterwolke noch eine Meile entfernt. Zuweilen sieht man nur den Blitz, ohne den Donner zu hören. Dieses nennt man Wetterleuchten, oder Abkühlen des Wetters. Diese Erscheinung kann von Gewitterwolken herrühren, die so weit von uns entfernt sind, daß der Schall wegen der weiten Entfernung nicht zu uns gelangt, oder die Entzündung kann in einer höhern Luftgegend seyn, wo die Luft sehr verdünnt ist.

Viele Menschen haben eine große Furcht vor dem Gewitter, und allerdings kann der Blitz, wie ihr schon gelesen habt, großen Schaden stiften. Der Donner ist ganz unschädlich. Manche bedienen sich allerley abergläubischer und thörichter Mittel, um sich gegen den Blitz zu sichern. Dahin gehört das Läuten der Glocken, das Anzünden eines Feuers auf dem Heerde, das Aufbewahren von Spänen, die der Blitz abgeschlagen hat u. s. w. Man entferne sich von Metallen, trete nicht so nahe ans Fenster oder unter hohe Bäume, setze sich nicht an die Wände und den Ofen, und bleibe nicht in Viehställen. Uebrigens vertraue man Gott, der alle unsere Schicksale mit Weisheit und

Lie-

Liebe leitet, und bedenke, daß es doch immer ein seltener Fall ist, daß Menschen vom Blitze getödtet werden.

Am beßten sichert man Gebäude, auch Schiffe, gegen den Blitz durch Blitzableiter, welche man zuerst zu Philadelphia in Amerika, im Jahre 1752 nach Franklins Vorschrift errichtet hat. Sie bestehen aus einer eisernen an der Spitze vergoldeten Stange, von der ein eiserner Drath oder eine eiserne Stange bis in die Erde oder in ein nahe gelegenes Wasser geleitet wird. Nähert sich nun eine Gewitterwolke einem Gebäude, das mit einer solchen Vorkehrung versehen ist, so wird entweder die elektrische Materie allmählig aus der Wolke durch die metallene Spitze abgeleitet, oder wenn es einschlägt, so fährt der Blitz an der Stange herab in die Erde oder in das Wasser.

Bey einem herannahenden Gewitter zeigt sich zuweilen die elektrische Materie in einer kleinen Flamme an der Spitze der Gewitterableiter, an Thurmspitzen, Mastbäumen und dergleichen spitzigen Gegenständen. Man nennt diese Flamme Sankt Elmsfeuer, und die Schiffer nennen es Meerlichter.

Wenn auch Gewitter zuweilen Schaden anrichten, so sind sie dennoch sehr nützlich. Sie reinigen die Luft, kühlen sie ab, befördern das Wachsthum der Pflanzen, und sind mehrentheils mit einem fruchtbaren Regen begleitet.

Gott ruft die Wolken in das Land,
Gott stillt den Durst der Erde;
Will, daß mit Gaben seiner Hand

Der

Der Mensch gesegnet werde.
Gott machet Hagel, Thau und Wind,
Die seiner Allmacht Boten sind,
Zu unsrer Freuden Quelle.

Selbst wenn, vom Donnersturm bedräut,
Erschrockne Länder zittern,
Strömt Stärckung, Segen, Fruchtbarkeit
Aus Nacht und Ungewittern.
Dann bricht die Sonne neu hervor,
Und Alles jauchzt zu ihm empor,
Vor dem die Welten schweigen.

Von Irrlichtern und Irrwischen werdet ihr wohl schon gehört haben. Der Abergläubische, der ihr Entstehen nicht kennt, fürchtet sich vor ihnen, wie vor einigen andern Entzündungen in der Luft. Irrwische sind die kleinen unstäten Flämmchen, die sich in der Dunkelheit oft an sumpfigen Orten, auf Kirchhöfen, Schlachtfeldern und Schindangern zeigen. Sie rühren von den Dünsten her, welche aus den Sümpfen u. s. w. aufsteigen, und sich in der Luft entzünden, und ihr Hüpfen rührt von der Bewegung der Luft her. Entzünden sich solche Dünste höher in der Luft, so scheint es, als fiele ein Stern herab, und dann heißen sie Sternschnuppen. Ist es eine größere Feuermasse, die sich zur Erde senkt, so nennt sie der Aberglaube den feurigen Drachen. Die großen Feuerkugeln, die man zuweilen in der Luft in einer beträchtlichen Höhe sieht, und die bisweilen mit einem Knall und Dampf zerplatzen, sind ebenfalls nichts anders, als entzündete Dünste.

Zu-

Zuweilen sehen wir, besonders an Winterabenden, an der mitternächtlichen oder Nordseite des Himmels einen hellen Bogen, aus welchem Strahlen hervorschießen, welche entstehen und verschwinden, und, wenn die Luft mit Dünsten angefüllt ist, roth aussehen. Dieser helle Bogen verbreitet sich nach und nach über einen großen Theil des Himmels, und zuletzt sieht dieser ganz roth und feurig aus, und gewährt einen überaus schönen Anblick. Man nennt diese Erscheinung ein Nordlicht, weil sie in unseren Gegenden nur immer gegen Norden bemerkt wird, und gewiß ist auch sie eine Wirkung der Elektrizität. Thöricht ist es, sich vor dieser Naturerscheinung zu fürchten, oder sie für eine üble Vorbedeutung zu halten. In den nördlichen Gegenden, wo sie weit häufiger ist, ist sie den Menschen, bey den dort so langen Nächten, eine große Wohlthat

Der Ehrfurcht Staunen wirft vor dir
Tief in den Staub mich nieder;
Doch, Mächt'ger, du bist Vater mir!
Dieß, dieß erhebt mich wieder.
Ich freue deiner Größe mich,
Du starker Gott, und preise dich!

VIII.

Erdbeschreibung.

Erdbeschreibung oder **Geographie** ist die Wissenschaft, welche uns die Gestalt und Grösse der Erde, die Beschaffenheit ihrer Oberfläche, ihrer Erzeugnisse (Produkte), be-

sonders ihrer vernünftigen Bewohner, die Menschen, die einzelnen Theile der Erde, die Länder und Meere, die Wohnplätze der Menscchen, und ihre bürgerlichen Verbindungen kennen lehrt. Schon aus dieser Erklärung sehet ihr, dass die Kenntniss derselben jedem verständigen Menschen sehr angenehm, jedem nützlich, und vielen, z. B. dem Soldaten, dem Kaufmann und dem Reisenden, durchaus unentbehrlich ist.

Vieles hieher Gehörige habt ihr schon in dem Abschnitte von der Welt und der Erde gelesen, und es wird gut seyn, wenn ihr, ehe ihr weiter leset, euch noch einmal daran erinnert. Ihr habt auch schon gelesen, dass das feste Land der Erde in fünf grosse Theile getheilt wird, welche Europa, Asien, Afrika, Amerika und Australien genannt werden. Ietzt sollt ihr von diesen Ländern das für euch Nöthige, und besonders unsern Erdtheil, und darin unser liebes Deutschland mit Baiern kennen lernen.

1) Von Europa.

Dieser Erdtheil begreift folgende Länder und Staaten in sich:

Das Königreich Portugall. Es ist das äusserste Land gegen Südwesten in Europa. Die Hauptstadt heisst Lissabon, mit 264,000 Einwohnern, Sie wurde 1755 durch ein schreckliches Erdbeben verwüstet. Portugall ist ein bergigtes, warmes, fruchtbares, aber wenig angebautes Land, das, ohne sonderlichen Fleiss

der

der Einwohner, viel Wein, Oel, Reis, Pomeranzen, Citronen, Rosinen, Feigen und Seesalz hervorbringt. Es hat 3 1/2 Millionen Einwohner.

Das Königreich Spanien. Es liegt zwischen Portugall und Frankreich, von welchem letzteren Lande es durch das grosse pyrenäische Gebirge getrennt wird. Madrid ist die Hauptstadt und die Residenz des Königs, mit 216,000 Einwohnern. Andere wichtige Städte sind: Sevilla, die grösste des Landes, mit 754,293 Einwohnern; Kadix, Malaga, Barcelona, grosse Handelsstädte. Spanien ist ein gebirgiges Land; es hat eine sehr warme und trockene Luft, es regnet und friert hier nur selten. Die spanischen Schafe liefern die feinste Wolle von Europa. Ausserdem hat Spanien viel Seide, feine Weine, und die Produkte, welche bey Portugall bemerkt wurden.

Das Königreich Frankreich. Es ist begränzt vom mittelländischen Meere, Italien der Schweiz, Deutschland, den Niederlanden, der Nordsee, dem atlandischen Meere und Spanien. Paris ist die Hauptstadt und Residenz des Königs, mit ohngefähr 550,000 Einwohnern. Andere vorzügliche Städte sind: Bordeaux Marseille, Lion, Strasburg, (sie gehörte einst zu unserm Deutschland, und im Jahre 1436 wurde in ihr die Kunst Bücher zu drucken erfunden) Toulon, Brest. Frankreich ist grösstentheils ein ebnes fruchtbares Land. Unter Frankreichs vielen Erzeugnissen ist vorzüglich

der Wein zu merken, womit grosser Handel getrieben wird; ferner Rosinen, Oel, Seide, Kapern.

Grossbrittanien besteht aus 2 grossen Inseln, die die 3 Königreiche England, Schottland und Irland enthalten. In dem ersteren bemerken wir uns London, die Hauptstadt in Grossbrittanien, und die wichtigste Handelsstadt auf Erden; sie hat über 900,000 Einwohner. Manschester verfertigt viele Manschester und andere Ellenwaaren. Zu Birmigham beschäftigen sich über 60,000 Menschen mit der Verfertigung allerley Waaren aus Eisen, Stahl, Messing, Kupfer und anderem Metall. Die Hauptstadt in Schottland heisst Edinburg und in Irland Dublin. Schottland ist im Norden gebirgig. England und Irland haben einen ebenen, sehr fruchtbaren, und zum Getraidebau sehr geschikten Boden, ein mildes aber feuchtes Klima, und einen Reichthum an mancherley Erzeugnissen, Von vorzüglicher Güte sind: Pferde, Schafe, Zinn, Steinkohlen und besonders Manufaktur- und Fabrikwaaren. Englands Schiffahrt und Handlung erstrecken sich über den ganzen Erdball.

Die Niederlande. Dieses Königreich wird begränzt von Deutschland, Frankreich und dem deutschen Meere. Die bedeutendsten Städte sind: Amsterdam mit 217000 Einwohnern, die grossen Seehandel treiben, Rotterdam, Utrecht, Brüssel und Antwerpen, bedeutende Handelsstädte. Das Klima der Nieder

lan-

lande ist gemässigt, aber im nördlichen Theile herrscht feuchte und stürmische Witterung, und der ebene und niedrige Boden muss durch kostspielige Teiche vor Ueberschwemmungen geschützt werden. Handel, Rindviehzucht und Fische sind der Hauptnahrungszweig der Niederländer, Butter und Käse die wichtigsten Erzeugnisse; im südlichen und westlichen Theile blühen Fabriken und Manufakturen.

Die Schweiz, ein Freystaat (Republik) zwischen Deutschland, Italien und Frankreich. Die wichtigsten Städte in diesem Lande sind: Zürich, Bern, Genf, wo viele Taschenuhren verfertigt werden, Basel. Die Schweiz ist das höchste und gebirgigste Land in unserm Erdtheil. Grosse, mit Eis und Schnee bedekte Gebirge (Alpen) durchziehen das Land. Zwischen denselben aber befinden sich warme und fruchtbare Thäler, denen jedoch die Gletscher und Schneelavinen bisweilen gefährlich sind. Die Einwohner nähren sich vorzüglich von der Viehzucht und von Manufakturen in Baumwolle und Seide. Wer kennt nicht das schöne Schweizerpapier und die beliebten Schweizerkäse?

Italien. Dieses Land ist auf 3 Seiten vom Meer umgeben, und gränzt an Frankreich, die Schweiz und Deutschland. Es enthält folgende Staaten: das Königreich Sardinien (wozu auch die Insel Sardinien gehört) mit der Hauptstadt Turin in Piemont und der grossen Handelsstadt Genua. Das lombardisch-venetianische Königreich, dem Kaiser von Oesterreich

reich gehörig, mit den Hauptstädten Mayland und Venedig, welche letztere sehr bedeutenden Handel treibt. Die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla. Das Herzogthum Modena. Das Grossherzogthum Florenz. Den Kirchenstaat, mit der merkwürdigen Hauptstadt Rom, dem Sitze des Pabstes. Das Königreich Neapel und Sizilien, mit der grossen Residenzstadt Neapel, und Palermo auf der Insel Sizilien. Malta eine Felseninsel im mittelländischen Meere. In Italien sind die feuerspeyenden Berge Vesuv und Aetna zu bemerken, die, so wie die Erdbeben, in diesem warmen und schönen Lande oft grosse Verwüstungen anrichten. Man nennt Italien den Garten von Europa. Es hat Ueberfluss an Reis, Wein, Seide. Zitronen, Pomeranzen, Feigen wachsen hier unter freyem Himmel und auf freyem Felde in grosser Menge.

Deutschland, unser liebes Vaterland, ist ein grosser Bundesstaat, und gränzt an Polen, Ungarn, das adriatische Meer, Italien, Schweiz, Frankreich, Niederlande, an das deutsche Meer, an Dänemark, an die Ostsee und an Preussen. Die Angelegenheiten des deutschen Bundes werden durch die Bundesversammlung zu Frankfurt am Main besorgt, in welcher alle Glieder desselben durch ihre Bevollmächtigten theils einzelne, theils Gesammtstimmen führen. Oeserreich hat bey der Bundesversammlung den Vorsitz.

Unser deutsches Vaterland begreift folgende 34 Bundesstaaten und 4 freyen Städte in sich:

1) Die österreichisch-deutschen Besitzungen. Die Hauptstadt von Oesterreich ist Wien an der Donau, die Residenz des Kaisers. Sie ist eine der grössten Städte Europa's mit 250,000 Einw. Prag, mit einer Universität an der Moldau; Triest mit einem Hafen am adriatischen Meere; Linz an der Donau; Innsbruck am Inn in Tyrol; Grätz an der Muhr; Brünn; Villach u. s. w. 2) Die Besitzungen des Königs von Preussen, worin unter andern folgende Städte liegen: Berlin die Hauptstadt und Residenz des Königs, gross und prächtig gebaut, an der Spree, mit ungefähr 150,000 Einwohnern und einer Universität; Breslau an der Oder, mit einer Universität; Halle an der Saale mit einer Universität; Magdeburg, Festung an der Elbe; Naumburg an der Saale; Kölln, am Rhein; Stralsund mit einem Hafen; Koblenz an der Mosel und dem Rhein; Aachen, einst die Krönungsstadt der deutschen Kaiser; Trier an der Mosel; Düssseldorf, Wesel, Cleve, Münster. 3) Das Königreich Baiern, worin wir wohnen, liegt in Oberdeutschland, und gränzt an Böhmen, Oesterreich, Tyrol, Schweiz, Würtemberg, Baden, Darmstadt, Hanau, Meinungen, Koburg und Sachsen. Die bedeutendsten Städte darin sind: München, die Hauptstadt des ganzen Königreichs und Residenz des Königs, an der Isar, mit beynahe

3000

3000 Häusern, und 60,000 Einwohnern. Sie gehört unter die schönsten Städte Deutschlands; ist reich an öffentlichen Anstalten, hat viel Sehenswürdiges, und mehrere gute Fabriken. In der Nähe die königlichen Lustschlösser Nymphenburg, mit herrlichen Wasserwerken, und Schleisheim mit einer Bildergallerie. Nürnberg, an der Pegnitz, die grösste Stadt des Königreichs; mit 5000 Häusern und 27,000 Einwohnern; einst weltberühmt durch ihre ausgezeichneten Kunstprodukte, und durch ihren Handel, der auch jetzt noch wichtig ist. Augsburg, am Lech, gross, und mit vielen schönen Gebäuden; 3600 Häuser und 28902 Einwohner; Handel und Fabriken, einst ungemein blühend, sind auch jetzt noch ziemlich bedeutend. Regensburg, an der Donau, in einer fruchtbaren und angenehmen Gegend, mit 2500 Häusern und 22,000 Einwohnern. Diese Stadt war 144 Jahre lang der Sitz des deutschen Reichstages. Die hiesige Donaubrücke ist berühmt. In Speditions- Getreide- Salz- und Holzhandel werden nicht unansehnliche Geschäfte gemacht. Würzburg, am Main, mit einer Universisät, und 19,000 Einwohnern, Bamberg, an der Rednitz, schöne Stadt mit 2000 Häusern und 19385 Einwohnern. Starker Anbau von allen Arten Gartengewächsen und bedeutender Handel damit. Bayreuth, schön und regelmässig gebaut, am rothen Main, mit 856 Häusern, 10,000 Einwohnern und mehreren Fabriken; in der Gegend der Stadt schöne Gartenanlagen. Ans-

bach

bach, an der Rezat, wohlgebaut, mit 1053 Häusern und 12849 Einwohnern. Salzburg, eine schöne Stadt, in einer der reitzendsten Gegenden Deutschlands, an der Salza, mit 725 Häusern und über 15000 Einwohnern, die lebhaften Handel mit Italien treiben. Landshut, Stadt an der Isar, mit einer Universität; sie hat 1095 Häuser und 7817 Einwohner; der Thurm an der St. Martinskirche ist einer der höchsten in Deutschland. Straubing, gutgebaute Stadt in einer der fruchtbarsten Gegenden des Reichs, mit 700 Häusern und 6188 Einwohnern, die starke Bierbrauerey treiben. Die hiesigen Vieh- und Getreide-Märkte sind bedeutend. Passau, Stadt am Zusammenflusse der Donau, Ilz und des Inn, mit 811 Häusern und 6161 Einwohnern. Hier wird nicht unbedeutender Handel getrieben. Erlangen, regelmässig gebaute Stadt an der Rednitz und Schwabach, mit einer Universität. Sie zählt in 814 Häusern 8700 Einwohner. Die Fabriken in Strümpfen, Hüten, Handschuhen, Leder etc. sind sehr bedeutend. Aschaffenburg, am Main. Eichstädt, an der Altmühl, mit 900 Häusern und 5883 Einwohnern. Kempten, an der Iller, mit 720 Häusern und 6000 Einwohnern. Sie hat bedeutenden Handel mit Rauch- und Pelzwerk, auch Speditionshandel. Lindau, auf drey Inseln am Bodensee, man zählt 700 Häuser und 2700 Einwohner, sie hat starken Transito- und Speditionshandel. Schweinfurt, am Main, mit starken Weinhandel. Amberg, an der Vils, 720 Häuser und 7300 Einwoh-

woh-

wohner. Kitzingen, am Main, mit lebhaftem Handel. Markbrait, am Main, bedeutender Weinhandel. Das Königreich Baiern hat grossentheils fruchtbaren Boden; die fruchtbarsten Ebenen sind die Gegenden von Regensburg bis Osterhofen, und gegen Schärding, das Ries bey Oettingen und Nördlingen, das Land zwischen dem Lech und der Iller, an der Rednitz und am Main. Mööser (Moore, Filze) finden sich zwar hie und da von beträchtlichem Umfange, doch sind schon mehrere glückliche Versuche zur Trockenlegung gemacht worden. Die Witterung ist grösstentheils mild und gemässigt, nur in den südlichen und nordöstlichen Gebirgen rauher. Die wichtigsten inländischen Gewässer sind: Die Donau, der Main, die Isar, der Inn, der Lech, die Altmühl, die Naab, die Pegnitz, die Rednitz, der Regen, die Rezat, die Salzach, die fränkische und sächsische Saale; dann der Chiemsee, Würmsee, Ammersee, Walchensee, ein Theil des Bodensees u. s. w. Da Ackerbau und Viehzucht im grössten Theile des Königreiches Hauptnahrungszweige sind, so sind Getraide, Flachs, Hanf, Ochsen, Pferde, Schweine, Schmalz und Käse in grossem Ueberflusse vorhanden; blühend sind aber auch in vielen Gegenden Fabriken aller Art, und der Handel mit den meisten der genannten Naturprodukte und den Kunsterzeugnissen sehr einträglich. Ihr dürft euch daher Glück wünschen, liebe Kinder, in einem Lande zu leben, das unter die glücklichsten und gesegnetsten von Deutsch-

land

land gehört. 4) Das Königreich Sachsen, worin die Haupt- und Residenzstadt Dresden an der Elbe; Leipzig, mit einer Universität. „Hier wurde den 19. Oktober und die vorhergehenden Tage 1813 die grosse Völkerschlacht geschlagen, und dadurch die Freyheit unseres deutschen Vaterlandes gerettet. Meissen, an der Elbe; Freyburg, an der Mulde, Chemnitz, Plauen. 5) Das Königreich Hannover, mit den Städten Hannover, Hauptstadt an der Leine; Hildesheim; Göttingen mit einer Universität, Osnabrück, Celle, Lünneburg, Emden etc. 6) Das Königreich Würtemberg, mit der Hauptstadt Stuttgart, den Städten Ludwigsburg, Tübingen mit einer Universität. 7) Das Grossherzogthum Baden. Hauptstadt Karlsruhe; Manheim; Heidelberg mit einer Universität; Freiberg mit einer Universität. 8) Das Kurfürstenthum Hessen-Kassel, Haupt- und Residenzstadt, an der Fulda; Hanau, am Main; Marburg, mit einer Universität, Hersfeld, Rothenburg. 9) Das Grossherzogthum Hessen. Darin Darmstadt, Haupt- und Residenzstadt, Giessen mit einer Universität. 10) Das Herzogthum Holstein, dem Könige von Dänemark gehörig; darin Altona an der Elbe, Glückstadt an der Elbe, Kiel mit einer Universität. 11) Das Grossherzogthum Luxemburg, dem Könige der Niederlande gehörig; darin Luxemburg. 12) Das Herzogthum Braunschweig. Braunschweig Haupt- und Re-

si-

sidenzstadt, Wolfenbüttel. 13) Das Grossherzogthum Meklenburg-Schwerin. Schwerin Residenzstadt, Rostock, Wismar. 14) Das Grossherzogthum Nassau. Darin Weilburg, Wisbaden. 15) Das Gross-Herzogthum Sachsen-Weimar. Weimar Residenzstadt, Jena mit einer Universität, Eisenach. 16) Das Herzogthum Sachsen-Gotha. Gotha Residenzstadt, Altenburg. 17) Das Herzogthum Sachsen-Koburg. Koburg Residenzstadt, Saalfeld. 18) Das Herzogthum Sachsen-Meinungen. Meinungen Residenzstadt. Salzungen, Sonnenberg. 19) Das Herzogthum Sachsen-Hildburghausen. Hildburghausen Residenzstadt. 20) Das Herzogthum Meklenburg-Strelitz. Strelitz. 21) Das Herzogthum Holstein-Oldenburg. 22—24) Die Herzogthümer Anhalt-Dessau, Anhalt-Bernburg und Anhalt-Köthen, darin die Städte: Dessau, Bernburg, Köthen, Zerbst. 25 u. 26) Die Fürstenthümer Schwarzburg-Sondershausen und Schwarzburg-Rudolstadt; darin Sondershausen, Rudolstadt. 27 und 28) Die Fürstenthümer Hohenzollern-Hechingen und Hohenzollern-Siegmaringen. 29) Das Fürstenthum Lichtenstein. 30) Die Grafschaft Waldeck. 31 und 32) Die Reussischen Lande, älterer und jüngerer Linie, darin Gera. 33 und 34) Die

Graf-

Grafschaften Schaumburg-Lippe und Lippe; darin Lemgo, Detmold.

Die 4 freyen Städte Lübeck, Frankfurt am Main, Bremen und Hamburg.

Die Luft in Deutschland ist sehr gemässigt, der Sommer bringt Getraide und Obst zur Reife; in den gebirgigen Gegenden sind die Winter streng. Der Boden ist im Ganzen sehr fruchtbar, doch giebt es auch einige unbebaute Landstriche. Die bedeutendsten Gebirge Deutschlands sind: Die Alpenkette, welche sich durch das südliche Baiern, Tyrol nach der Schweiz zieht; der Schwarzwald im Badischen; der Thüringer Wald in den herzoglich sächsischen und preussischen Besitzungen; das Fichtelgebirge in Baiern; der Harz im Hannövrischen, Preussischen und Anhaltischen; der Böhmerwald zwischen Baiern und Böhmen; das Riesengebirge in Schlesien. Der höchste Berg in Deutschland ist der Ortler in Tyrol, er ist um 10,740 Fuss höher als der Brocken am Harz. Die 5 Hauptströme Deutschlands heissen: Die Donau, der Rhein, die Elbe, die Oder, die Weser. Die grössten Seen sind: der Bodensee an der Schweizergränze, der Chiemsee in Baiern.

Die Erzeugnisse unsers Vaterlandes sind sehr mannigfaltig, als: Getreide aller Art in Ueberfluss, Holz, womit in mancher Gegend ein bedeutender Handel getrieben wird, Flachs in Ueberfluss, Obst in ungeheurer Menge, Wein am Rhein, Main, Neckar, an der Mosel.

Vieh-

Viehzucht, vorzüglich Rindvieh, in Baiern, Würtemberg, Hannover, Holstein; Pferde in Hannover, Mecklenburg, Holstein; Schaafe in Sachsen; Schweine in Baiern, Hannover, Preussen. Unsere Gebirge liefern viel Eisen, Kupfer und Silber, letzteres in grösserer Menge, als irgend ein anderes Land in Europa, Gold aber wenig. Salz hat Deutschland in Ueberfluss; die reichsten Salzwerke gehören zu Baiern, Preussen, Kurhessen und Sachsen.

Der Deutsche hat den Ruf der Treue, der Biederkeit, des Ernstes, der Arbeitsamkeit und der Tapferkeit. Er ist erfinderisch, und steht vielleicht auf einer höhern Stufe wissenschaftlicher Bildung als alle andere Völker Europa's.

Das Königreich Dänemark gränzt an Deutschland, das deutsche Meer und die Ostsee, und ist fast ganz eben. Es besteht aus dem eigentlichen Königreiche und dem Herzogthume Schleswig. Die vorzüglichsten Städte sind: Kopenhagen Haupt- und Residenzstadt, mit 100,000 Einwohnern, Schleswig. Dieses Land eignet sich durch seine Lage sehr zum Handel, der auch nach allen Gegenden hin getrieben wird; neben diesem sind Ackerbau, Viehzucht und Fischerey die vorzüglichsten Nahrungszweige.

Das Königreich Schweden mit Norwegen. Ersteres gränzt an Norwegen, Russland, die Ost- und Nordsee. Die Hauptstadt des ganzen Landes ist Stockholm mit 96,000 Einwohnern; nach dieser ist Gothenburg die wichtigste Stadt. Schweden ist voller Berge,

Wal-

Waldungen und Seen, hat Mangel an Getreide, aber grossen Ueberfluss an Fischen, Holz, Kupfer und Eisen.

Das Königreich Norwegen hängt mit Schweden zusammen, und ist auf den andern Seiten vom Meere begränzt. Wir bemerken darin die Städte: Christiania (Hauptstadt), Friedrichstadt, Bergen, Drontheim. Das Land ist sehr gebirgigt, das Klima rauh; doch ist die Hitze in den Thälern im Sommer sehr gross. Man säet und ärndtet in einigen Gegenden innerhalb 9 Wochen. Es hat viele Seen. Die Flüsse in Norwegen heissen Elfen. Es hat viele grosse Wälder, ergiebige Bergwerke und vorzüglich grossen Ueberfluss an Fischen, Holz, Eisen und Kupfer; dagegen leidet es Mangel an Salz und Korn.

Das Kaiserthum Russland. Das ganze russische Reich, welches sich über einen grossen Theil von Nord- und Ost-Europa und Nord-Asien, über mehrere Inseln zwischen Asien und Amerika und über einen Theil von Nordwest-Amerika ausbreitet, enthält ungefähr den 9ten Theil des festen Landes der Erde. Im nördlichen Theile dieses grossen Reiches herrscht ein ewiger Winter, der kein Gewächs, das dem Menschen zur Nahrung dient, gedeihen lässt. Die wenigen Bewohner leben in Höhlen unter der Erde wie das Wild, sind in Sitten und Lebensart nur wenig von ihm unterschieden, und nähren sich vom Fischfange und der Jagd. Das Hauptprodukt dieser Gegend Russlands macht

das kostbare Pelzwerk des erjagten Wildes aus. Der mittlere Theil des europäischen Russlands, von dem einige Provinzen an der Ostsee liegen, ist der fruchtbarste und bevölkertste. Hier findet sich grosser Ueberfluss an Getraide, Leder (Juften), Talg, Holz und an Hanf und Flachs. In dem südlichsten Theile herrscht ein neunmonatlicher Sommer, und der kurze Winter ist kein Winter, so wie wir ihn kennen. Hier bringt das Land Getreide, Obst, Wein, Reis und andere Südfrüchte in Menge hervor. Moskau, Archangel, Riga und Petersburg sind die wichtigsten Städte des ungeheuer grossen Russlands. Moskau ist die alte und Petersburg die neue Hauptstadt dieses Landes. Moskau wurde zu Ausgang des Jahrs 1812 von den Russen selbst in Brand gesteckt, um der in Russland eindringenden kais. französischen Armee diese Stadt nicht zum Winterquartier zu lassen. Vor dem Brande hatte Moskau 252,609 Einwohner. Petersburg hat 242,000 Einwohner. Die Zahl der Einwohner des ganzen russischen Reichs wird auf 41 Millionen geschätzt, wovon auf das asiatische Russland kaum 5 Millionen gerechnet werden.

Das Königreich Preussen gränzt an Polen, Deutschland und die Ostsee. Die Hauptstadt ist Königsberg an der Pregel, mit 60,000 Einwohnern. Andere Städte sind: Pillau, Elbingen, Danzig, wichtige Handelsstädte, Thorn, Posen. Der Boden ist mehrentheils fruchtbar; Ackerbau und Viehzucht

blü-

blühen. Die grossen Waldungen werden vielfältig benutzt. Die Fischerey ist beträchtlich, und nirgend wird der Bernstein so schön und so häufig gefunden als an der Küste der Ostsee.

Das Königreich Polen gehört dem Kaiser von Russland, der zugleich König von Polen ist. Es gränzt an Russland, Preussen, Deutschland, Ungarn und die Türkei. Die Hauptstadt ist Warschau mit 91,000 Einwohnern, andere Städte sind Lublin, Rawitsch. Krakau ist eine Freystadt. Polen hat grösstentheils ebenen und fruchtbaren Boden, doch viele Sümpfe; das Klima ist ziemlich mild, doch sind die Winter streng. Das Land ist reich an Produkten aller Art. Hier giebt es noch Wölfe, Luchse, Bären etc. Der Gewerbfleiss ist noch sehr zurück.

Gallizien und Lodomirien, zwey mit einander vereinigte Königreiche, dem Kaiser von Oesterreich gehörig. Die Hauptstadt ist Lemberg. Haupterzeugnisse sind: Getraide, Viehzucht und Steinsalz.

Das Königreich Ungarn gehört dem Kaiser von Oesterreich, der sich davon König von Ungarn nennt. Die Hauptstadt ist Pressburg; Ofen, Pesth, Hermannstadt, welches die Hauptstadt von Siebenbürgen ist, sind bedeutende Städte. Ungarn ist das volkreichste Land in Europa; es ist theils sehr bergigt, theils eben und sumpfig. Wichtig ist die Viehzucht, der Weinbau und die Bergwerke.

Die europäische Türkey, mit der Hauptstadt Konstantinopel. Sie ist die

Residenz des türkischen Kaisers, der Grossherr, Sultan, d. h. Oberkönig, genannt wird, und hat 400,000 Einwohner. Griechenland ist eine berühmte Provinz dieses Landes, deren Einwohner sich in alten Zeiten durch Gelehrsamkeit, Tapferkeit und Vaterlandsliebe auszeichneten. Die Türken bekennen sich zur mohamedanischen Religion, doch halten sich im Lande auch viele Christen und Juden auf. Die Türkey ist ein ziemlich gebirgiges Land, unter dessen Bergen wir uns den Hämus und Olympus, und unter den Flüssen die Donau bemerken. Die wichtigsten Erzeugnisse sind: Reis, Baumwolle, Seide, Oel und Südfrüchte, wie Italien. Zur Türkey gehören noch viele herrliche Länder in Asien und Afrika. Die Pest richtet in diesem Lande oft grosse Verheerungen an, und in der Bildung sind die Einwohner noch sehr zurück. Alle diese Länder, von welchen wir nun gehört haben, heissen zusammen Europa. Europa ist zwar der kleinste, aber doch der wichtigste Erdtheil; denn er ist am besten angebaut, und seine Bewohner sind durch ihre Kenntnisse und Geschicklichkeiten zu Herren über den grössten Theil der übrigen Erde geworden. Nach der neuesten Berechnung hat Europa einen Flächeninhalt von 155,000 Geviertmeilen, worauf 180 Millionen Menschen leben.

2) Von Asien.

Dieser Welttheil wird von vielen in Sprache und Sitten ganz verschiedenen Völkern bewohnt

wohnt. Die wichtigsten von ihnen sind: Türken, Perser, Tataren, Araber, Indier, Malayer, Chineser, Japaner; die Hirtenvölker der Kalmuken, Mongolen und Tungusen, und mehrere wilde Völker, unter denen die Samojeden das zahlreichste sind. Des Handels wegen halten sich hier auch viele Europäer auf, auch giebt es viele Juden. Asien ist nächst Amerika der grösste Erdtheil, und mehr als viermal so gross als Europa; es hat viele grosse Gebirge und Ströme, die zu den grössesten in der Welt gehören. Das südliche Asien hat eine heisse, an den Küsten feuchte, Luft. An manchen Orten ist die Hitze so brennend, dass man sie nur in der kühleren Jahreszeit bewohnen kann. Hier wehet auch der Samum, ein Wind, der zum Ersticken heiss und tödtlich ist. Das mittlere Asien, das wegen seiner höhern Lage auch Hochasien heisst, hat eine trockene, grösstentheils rauhe Luft, heisse Sommer und kalte Winter. Das nördliche Asien hat eine sehr kalte, und in der Nähe des Eismeeres zugleich feuchte Luft; doch wird die Luft in den kurzen Sommern sehr heiss. An Produkten ist Asien das reichste Land in der Welt, indem man hier unter einem so verschiedenen Klima fast die Produkte aller andern Erdtheile findet. Hier giebt es Kameele, Elephanten, Nashörner, Krokodille, Tiger, Riesenschlangen und allerley andere nützliche und schreckliche Thiere. In Südasien findet sich vieles und sehr feines Gold, Silber, Kupfer

Zinn, Diamanten und andere Edelsteine. Asien hat grosse Sandwüsten, welche von Räubern unsicher gemaht werden, und deshalb wird der Handel in solchen Gegenden durch Karawanen, oder grosse bewaffnete Gesellschaften, betrieben.

3) Von Afrika.

Die zahlreichsten Einwohner dieses Welttheils sind die schwarzen Neger, oder die Mohren, von denen jährlich 100,000 gewiss von den unmenschlichen Europäern zu Sklaven gemacht und nach Amerika verkauft werden. Von den übrigen Völkern sind die Kaffern und Hottentotten, welche die südliche Spitze von Afrika bewohnen, und die Kopten, die Nachkommen der alten Aegypter, die bekanntesten. Auf den nördlichen und östlichen Küsten haben sich die Araber sehr ausgebreitet; auch viele Juden giebt es in Afrika. Die Neger und Hottentotten sind grösstentheils Heiden, die Araber Mohamedaner. In einigen Gegenden ist das Christenthum ausgebreitet. Die immerwährende sehr grosse Hitze macht die Einwohner dumm und träge.

Afrika ist um den vierten Theil kleiner als Asien, aber dreymal so gross als Europa. Es hat mehrere grosse Gebirge, unter denen der Atlas das grösseste ist, und zwey berühmte Vorgebirge, welche das grüne, und das Vorgebirg der guten Hoffnung heissen. Nur drey Hauptflüsse hat dieser grosse Erdtheil: den Nil, den Senegal und den Chambia. Der grösseste

Theil

Theil von Afrika liegt in dem heissen Himmelsstriche. Hier sind die grössesten Sandwüsten auf unserer Erde, und auch hier wehet jener gefährliche Wind, der in Asien Samum, hier aber Prester genannt wird. An den Küsten ist die Luft feucht, heiss und ungesund. Die nördlichste und südlichste Spitze haben eine gemässigte Luft. Afrika hat blos die Erzeugnisse, welche eine grosse Wärme erfordern und vertragen; und von Thieren findet man hier: Löwen, Panther und andere Raubthiere, Elephanten, Kameele, Affen, Papageyen, Sträusse, sehr viele Schlangen und Krokodille, Leoparden, Zebra, Giraffen und andere. Uebrigens bringen die Gegenden, wo es nicht an Wasser fehlt, die köstlichsten Produkte des Pflanzenreichs; Getraide, besonders Waizen, Reis, und Wein. Im nördlichen Afrika giebt es sehr schöne Pferde, Schafe und Hornvieh. Gold hat Afrika in grosser Menge.

4) Von Amerika.

Die alten eingebornen Amerikaner nennt man Indianer, und diese bestehen aus mehreren, in Sitten und Sprache sehr verschiedenen Völkerschaften. Sie sind fast allenthalben von den Europäern in das Innere des Landes, in die Gebirge und Wälder verdrängt, wo sie entweder als Wilde von Jagd und Fischerey, oder als Hirtenvölker leben. Wenige haben von den Europäern den Landbau gelernt. In vielen Gegenden sind sie von den Europäern

ganz

ganz ausgerottet. Die meisten Einwohner sind Europäer, Kreolen, Mulatten. Die unglücklichen Negersklaven werden von den grausamen Europäern in ihren Pflanzungen zu ungemein schweren Arbeiten gebraucht; Amerika ist ringsum mit Wasser umgeben, und beträchtlich grösser als Asien. Es hat die grössesten und höchsten Gebirge in der Welt. Das Hauptgebirge, welches sich durch das ganze Land erstreckt, heisst die Cordilleras oder die Andes. Der höchste Punkt desselben, und also der höchste Berg in der Welt, ist der Chimborasso, welcher fast eine Meile hoch ist, von der Oberfläche des Meers gerechnet. Er ist, ob er gleich in der heissen Zone liegt, wie mehrere Berge der Kordilleras, oben ewig mit Schnee bedeckt. Unter den Kordilleras giebt es einige 20 Vulkane. Ein merkwürdiges Vorgebirge auf der südlichsten Spitze ist das Kap Horn. Auch die grössesten Flüsse der Welt finden sich hier. In Südamerika fliessen der Fluss la Plata und der Maranjon oder Amazonenfluss, der grösseste auf Erden; und in Nordamerika der Missisippi und der Lorenzstrom. Amerika breitet sich durch die nördliche kalte, durch die heisse und beyde gemässigten Zonen aus, und hat also Luft und Witterung von aller Art. Es hat fast durchaus einen fruchtbaren Boden ohne Sandwüsten und beträchtliche Steppen, abwechselnde Ebenen, Thäler und Berge, und zureichendes Wasser; es ist daher zur Erzeugung aller Produkte der Erde geschickt, und hat verschiedene, ihm ganz ei-

eigene, nämlich die Kartoffeln, den Taback, den Kakao und andere Früchte. Gold und Silber findet man hier in grosser Menge, viele Diamanten und andere Edelsteine, Holz, auch Farbehölzer und Mahagoni, Kaffe, Zucker, Baumwolle und treffliches Pelzwerk. Die Viehzucht hat sich erst seit der Ankunft der Europäer in Amerika dort verbreitet. Der Wallfischfang und die Fischerey sind sehr einträglich. Ausser diesen Produkten hat Amerika viel Getraide, besonders Reis, Kakao, Indigo, viele Apothekerwaaren, besonders die so nützliche Chinarinde; und unter den Thieren: Affen, eine Löwen- und Tiegerart, die aber nicht gefährlich ist, Kolibris, Geyerkönige, die schönsten Papageyen, aber auch die giftigsten Schlangen, Spinnen und Fledermäuse von ungemeiner Grösse. Eine grosse Plage sehr vieler Gegenden sind die Muskitofliegen, welche oft die ganze Luft erfüllen.

5) Von Australien.

Australien oder Südindien besteht aus vielen, theils sehr grossen, theils kleinen Inseln, und ist erst in neuern Zeiten durch die Erdumsegler entdeckt worden. Diese Inseln zusammen sind grösser als Europa; die grösste davon heisst Neuholland; einige von ihnen haben sehr hohe Berge, auch Vulkane.

Australiens Einwohner sind an Farbe, Gesinnungen und Geschicklichkeiten sehr verschieden. Einige sind schwarz und ungestaltet, ande-

dere schön und wohlgebildet; einige edelmüthig und freundschaftlich, andere wild, diebisch und feindselig; manche verständig und kunstreich, die mehresten aber dumm, unverständig und ungeschickt, fast wie die Thiere. Viele widersetzen sich den Landungen der Europäer, und sind Menschenfresser. Die Produkte und die Fruchtbarkeit des Landes sind eben so sehr verschieden. Die Hunde werden zugezogen, gemästet und gegessen. Der Brodfruchtbaum und die Kokospalme gehören zu den nützlichsten Gewächsen dieses Erdtheils. Edle Metalle und Edelsteine hat man hier noch nicht gefunden. Die Luft wimmelt von wildem Geflügel, und das Meer von Fischen und Schildkröten.

IX. Vaterlandsgeschichte.

Die Baiern (Bojer) stammen, nach dem Urtheile vieler Geschichtschreiber, aus Gallien (dem heutigen Frankreich). 500 Jahre vor Christi Geburt sollen sie von da ausgewandert seyn, und sich im heutigen Böhmen (Bojerheimath, Böheim) niedergelassen haben. Ein halbes Jahrtausend hatten sie sich hier behauptet, als sie, wenige Jahre vor Christi Geburt, von einem andern Volksstamme nach heftigen Kriegen daraus vertrieben wurden, wo sie dann nach dem heutigen Baiern und Oesterreich flüchteten. Diese Länder biessen damals Vindelicien und Rhätien, und standen unter der Gewalt der

all-

allbeherrschenden Römer; sie nahmen die neuen Einwanderer mit Freuden auf, indem sie an ihnen gute Vertheidiger ihrer Gränzen gegen die immer stärker andrängenden deutschen Völkerschaften erhielten. 400 Jahre beschützten die Bojer an dem südlichen Ufer der Donau das Gebiet der Weltbeherrscher mit ihrem Blut und Leben, bis das römische Reich durch Sittenlosigkeit im Innern entnervt, und von Aussen durch die kraftvollen Deutschen am Ende des fünften Jahrhunderts zertrümmert wurde. Dadurch kamen die Bojer selbst unter die Bothmässigkeit der (ursprünglich deutschen) Ostgothen, welche sich Italiens bemächtigt hatten; und als in der Mitte des sechsten Jahrhunderts auch die ostgothische Herrschaft zu Ende gieng, da blühete den Baiern die edle Frucht der Unabhängigkeit. Sie wählten den Tapfersten unter den Edeln und den Edelsten unter den Tapfern, Garibald I., aus dem Stamme der Agilolfinger, sich zum Regenten und Heerführer. Von dieser Zeit an (seit 554) erscheinen die Baiern in der Geschichte als eine Nation, die sich stets durch ihren energischen Charakter, durch grosse Thaten und wichtige Schicksale auszeichnete.

Schon früher waren die Baiern durch die Bemühungen mehrerer heil. Bischöfe, unter denen sich der heil. Maximilian befand, mit dem Christenthume bekannt. Jetzt wurde es eine der wichtigsten Angelegenheiten der agilolfingischen Herzoge, durch die Einführung dieser

Re-

Religion die segensvollen Wirkungen derselben über ihre Unterthanen zu verbreiten; wozu vorzüglich die heil. Bischöfe Emmeram, Rupert, Corbinian und Bonifacius aufs thätigste mitwirkten.

240 Jahre (bis 788) herrschten die Agilolfinger über Baiern, bis Kaiser Karl der Grosse Thassilo dem II. und seinem Sohne Land und Freyheit raubte, und sich 6 Jahre später von dem gefangenen Fürsten diesen Raub vor einer zahlreichen Versammlung abtreten liess.

Die Karolinger herrschten 122 Jahre über Baiern. Als Ludwig, der letzte derselben, 911 in Regensburg gestorben war, wählten sich die Baiern wieder selbst einen König, und zwar einen Abkömmling der Agilolfinger, Arnulf den I., der Baierns Held und dessen Erretter gegen die Einfälle der Ungarn war, und von dem die Grafen von Scheyern, die Stammväter des Hauses Wittelsbach, abstammen. Allein schon 920 musste Arnulf mit Kaiser Heinrich dem I. einen ewigen Vertrag abschliessen, gemäss welchem der baierische Regent den Titel eines Königs ablegen, und mit seinem Lande ein deutscher Reichsfürst werden sollte; und Kaiser Otto der I. verdrängte sogar die rechtmässigen Fürsten Baierns, und gab 948 das Herzogthum seinem Bruder Heinrich als Lehen. Von dieser Zeit an bis 1026 wurden Fürsten aus dem rheinpfälzischen, sächsischen und andern Häusern Regenten von Baiern, wodurch von Seiten der Kaiser das Wahlrecht

der

der Baiern verletzt wurde, indem sie ihnen Regenten nach Willkühr einsetzten. Unter diesen zeichneten sich vorzüglich die Herzoge Welf I. Heinrich der Stolze, und Heinrich der Löwe, aus dem Hause der Welfen, dadurch aus, dass unter ihnen Baiern zur höchsten Stufe von Macht und Herrlichkeit gelangte, und dass sie es unternahmen, der immer höher strebenden Herrschaft der Kaiser aus allen Kräften entgegen zu kämpfen. Doch dieser Kampf war ohne den gewünschten Erfolg; vielmehr ward Oesterreich von Baiern abgerissen, Heinrich der Löwe seiner Herzogthümer und aller Reichslehen entsetzt, uud 1180 Otto VI. von Wittelsbach für sich und seine Nachkommen, als die rechtmässigen Erben Baierns, auf ewige Zeiten eingesetzt.

So sehr nun Baiern auf einer Seite durch die Erwerbung der Pfalzgrafschaft am Rhein seine äussere Macht vermehrte, so sehr litt es durch die bald eintretenden Theilungen seines Landes in seinem Innern. Da nämlich zu dieser Zeit das Gesetz der Erstgeburt, gemäss welchem unter mehreren Söhnen jederzeit der Erstgeborne der Erbe des Landes wird, noch nicht eingeführt war, so geschah es, dass Baiern anfangs in zwey und später gar in vier Theile zerfiel. Dadurch ward die Kraft des Landes zerstreut, und nicht selten trennte der feindlichste Hass die nächsten Verwandten.

Der ausgezeichnetste Fürst Baierns während dieser Theilungsperiode war Ludwig IV., der Baier genannt, Dieser grosse Fürst, der 1294 Regent von Baiern, und 1314 sogar Kaiser von Deutschland ward, erwarb sich um sein Vaterland unendliche Verdienste. Indem er ein neues Gesetzbuch für Oberbaiern, und eine Gerichtsordnung in Niederbaiern einführte, und München das Stadtrecht ertheilte, regulirte er auch die innere Landesverwaltung. Er starb den 11. Oktober 1347.

Nach.

Nachdem diese Theilungen dritthalbhundert Jahre (1255—1506) gedauert hatten, vereinigte Herzog Albert IV. 1506 durch die sogenannte pragmatische Sanktion, in welcher das Recht der Erstgeburt eingeführt wurde, die baierischen Lande. Nach seinem Tode (1508) sollte also von seinen drey Söhnen Wilhelm, Ludwig und Ernst der erstere die alleinige Regierung erhalten; doch nach manchen Streitigkeiten kam es zu einer gemeinschaftlichen Regierung zwischen Wilhelm IV. und Ludwig, die von 1515 bis 1545 dauerte, wo Wilhelm starb. Ludwigs Tod erfolgte 1550. Sein Nachfolger ward Albert V., der Grossmüthige (1550—1579); er zeichnete sich als ein sehr freygebiger Beförderer aller Wissenschaften und Künste aus, und sicherte das Recht der Erstgeburt durch eine neue Verordnung, die auch der Kaiser bestätigte. Von drey Söhnen folgte ihm der älteste, Wilhelm V., genannt der Fromme, der aber schon 1596 seinem ältesten Sohn, Maximilian I., die Regierung überliess, und sich selbst in klösterliche Einsamkeit zurückzog. Maximilian, mit seltenen Gaben ausgestattet, spielte in dem dreysigjährigen Kriege eine Hauptrolle, und verschaffte sich und der ganzen wilhelmischen Linie die pfälzische Churwürde und das Erbtruchsessenamt. Der westphälische Friede 1648 sicherte ihm dieselben, und die Nachfolge darin, nach dem Erlöschen der wilhelmischen Linie, dem pfälzischen Hause. Maximilian starb 1651, nach einer 55jährigen Regierung. Ihm folgte sein Sohn Ferdinand Maria, und diesem 1679 Maximilian Emanuel, welcher sich in einem zwischen Oesterreich und Frankreich wegen der spanischen Erbfolge entstandenen Kriege für letzteres erklärte, und daher nach der unglücklichen Schlacht bey Höchstädt ganz Baiern für sich verloren sah, bis er endlich nach einer

acht-

achtjährigen Acht wieder in seine Länder eingesetzt wurde. Karl Albrecht, welcher ihm 1726 in der Churwürde folgte, machte nach dem Tode des Kaisers auf die ganze österreichische Erbschaft Anspruch, eroberte wirklich ganz Oberösterreich, und wurde sogar zum Kaiser gewählt; aber mit dieser Wahl wendete sich sein Waffenglück, und er erlebte das Ende des Krieges nicht. Erst Maximilian Joseph III., der ihm 1745 folgte, schloss denselben, indem er sich mit Oesterreich versöhnte. Dieser Fürst widmete sich ganz dem Bestreben, sein Land glücklich zu machen, und erhielt dafür die Liebe seiner Unterthanen in einem so hohen Grade, dass man ihm den Beynamen der Vielgeliebte gab. Da er ohne Kinder war, und also mit seinem Tode die wittelsbachisch-baierische Linie erlosch, so folgte Karl Theodor von der Pfalz 1778 ihm mit allem Rechte in dem Besitze Baierns. Zwar wollte Oesterreich Anfangs in dem sogenannten baierischen Erbfolgekrieg Niederbaiern an sich reissen, und später durch ein Tauschprojekt ganz Baiern für sich gewinnen; allein beyde Unternehmungen scheiterten. Nach dem Tode Karl Theodors 1799 erbte Maximilian Joseph, unser gegenwärtiger König, die baierischen Lande. Er erneuerte 1806 die alte Königswürde Baierns, und lebt und wirkt, ungeachtet aller Hindernisse der Zeiten, so ganz für das Wohl seiner Unterthanen, dass diese Ihm keinen andern Beynamen geben können, als den Namen Landesvater. Möge Gott Ihn uns lange erhalten, und mit allen Freuden segnen, die sein Herz begehrt!

Ende.

Inhalt.

Erste Abtheilung.

	Seite
66 kleine Erzählungen	1—98

Zweyte Abtheilung.

I. Von der Welt	99
II. Von der Erde und ihren Bewohnern	102
III. Naturgeschichte	115
IV. Von dem Menschen	147
V. Gesundheitslehre	182
VI. Von der Zeitrechnung und vom Kalender	205
VII. Merkwürdige Naturerscheinungen	214
VIII. Erdbeschreibung	225
IX. Vaterlandsgeschichte	248

Der Baierische Kinderfreund

München 1816

Paed.pr. 1781
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10760261-9